P. o. germ.
1614
p

P.O. germ. 1614 k.

Wieland

[illegible] p. 376. 684.

B. L. 3869.

Ankauft – 36 Xr
Einband – 20 –
Suma 56 Xr

<36603880120014
<36603880120014
Bayer. Staatsbibliothek

Liter. Germ. elegant.

Poet. p. 684.

C. M. Wieland.

Die
Natur der Dinge
in sechs Büchern.

Mit einer Vorrede

Georg Friedrich Meiers,

öffentlichen ordentlichen Lehrers der Weltweisheit zu Halle,
und Mitgliedes der königl. preußischen Akademie
der Wissenschaften zu Berlin.

Halle im Magdeburgischen,
Verlegt von Carl Hermann Hemmerde.
1752.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorrede.

Da gegenwärtiges Lehrgedicht, durch meine Vermittelung, zum Drucke befördert worden, so erfordert es die Nothwendigkeit, daß ich den Lesern mit wenig Worten sage, wie ich zu diesem Gedichte gekommen, und warum ich es zum Drucke befördert habe.

Der Verfasser dieses Gedichts ist mir bis diese Stunde noch ganz unbekannt, und ich kann auch denselben, aus denen mir bisher bekannt gewordenen Umständen, nicht errathen. Ich bekam von dem Herrn Verfasser ein Schreiben, ohne Unterschrift seines Namens und des Orts sei-

nes Aufenthalts, in welchem er mir sein Gedicht überschickte, und mir überließ, ob ich es wollte drucken lassen. Ich bin also nicht im Stande, mehr von der Person des Dichters zu melden. Und ich kann nicht leugnen, daß es mir ungemein gefällt, daß der Dichter sich so verborgen hat. Die Welt ist oft nicht unparteyisch genug, um die Werke eines Mannes ihrem innern Werthe nach zu beurtheilen, ohne sich in dieser Beurtheilung entweder durch Vorurtheile für oder wider denselben verblenden zu lassen. Ist aber der Urheber eines Gedichts unbekannt, so haben wenigstens diese Vorurtheile keine Stärke mehr. Der Dichter, dessen Gedicht ich itzo der Welt übergebe, hat also, wenn er sich anders überall so verborgen gehalten als in Absicht auf mich, den Vortheil, daß man sein Gedicht um seiner Person willen weder loben noch tadeln wird.

Weil

Weil es uns Deutschen noch bis itzt an großen Original-Lehrgedichten fehlt, und mir dieses Gedicht gefallen hat: so habe ich kein Bedenken getragen, dasselbe zum Druck zu befördern. Wenn ich itzo nicht durch die engen Gränzen einer Vorrede zu sehr eingeschränkt wäre, so wollte ich durch viele Stellen dieses Gedichts beweisen, daß ich mit gutem Grunde glaube, daß dieses Gedicht unter unsere guten deutschen Originalgedichte gehöre. Allein die kunstverständigen Leser mögen selbst nach ihrer Einsicht in die poetischen Schönheiten, und nach ihren Empfindungen von diesem Gedichte urtheilen. Es ist ohnedem nicht zu vermuthen, daß es allen Lesern gefallen werde, und am allerwenigsten denen, welche aus einer verblendeten Eigenliebe glauben, daß sie rechte Kenner der poetischen Schönheiten sind.

Wer dieses Gedicht vernünftig und gehörig beurtheilen will, der muß den Inhalt desselben, von der Poesie, in welche der Verfasser sein philosophisches Lehrgebäude eingekleidet hat, unterscheiden.

Was das Lehrgebäude betrifft, welches der Dichter vorgetragen hat, so kann man dasselbe auch nach den strengsten Regeln der Vernunftlehre philosophisch beurtheilen. Und da gestehe ich frey, und der Herr Verfasser wird mir meine Freymüthigkeit nicht übel nehmen, daß ich vieles in seinem vorgetragenen Lehrgebäude für falsch halte. Dieses Geständniß kann ihm aber gar nicht und am allerwenigsten als einem Dichter nachtheilig seyn. Philosophische und gelehrte Irrthümer können oft in eine angenehme Poesie eingehüllt werden, und sie können oft eine größere poetische Wahrscheinlichkeit haben, als die ihnen entgegengesetzten philosophischen

Wahrheiten. Man kann also einen Dichter überhaupt deswegen nicht tadeln, und ihm vorwerfen, als wenn er wider die Regeln der Dichtkunst gesündiget, wenn er etwa Sachen vorgetragen, von denen man nach der Vernunftlehre beweisen kann, daß sie keine Statt finden können. Und der Dichter hätte ein Lehrgebäude erwählen mögen, was für eins er gewollt hätte, so würde es immer viele Gelehrte gegeben haben, welche an demselben etwas zu tadeln gefunden hätten. Ich rechne es demnach dem Dichter als keinen Fehler an, daß er in seinem Lehrgebäude Sachen angenommen hat, die ich für falsch halte. Nur habe ich diese Anmerkung zu machen für nöthig erachtet, damit nicht jemand glauben möchte, ich hielte alles das für wahr, was der Dichter zu behaupten gesucht hat.

Was die Poesie dieses Gedichts betrifft, so wissen Kunstverständige, daß

 man

lehre ein erbärmlicher Schluß, wenn man von dem Besondern aufs Allgemeine schließt. Und wenn man ein ganzes weitläuftiges Gedicht ohne Maaß verachtet und heruntermacht, weil man in demselben eine Anzahl verschiedener Fehler entdecken kann, zumal in Kleinigkeiten, dergleichen z. E. die Wortfügungen sind: so heißt dieses in der That nichts anders, als sagen: ein ganzes Gedicht ist elend, weil einige Fehler in demselben vorkommen. Ich will eben nicht behaupten, daß der Herr Verfasser dieses Gedichts, die gegenwärtige Betrachtung, zu einer künftigen Vertheidigung werde nöthig haben. Halle den 27 September 1751.

Georg Friedrich Meier.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorläufige Anmerkungen
über die vollkommenste Welt, von welcher dieses Lehrgedicht ein Entwurf ist.

Bey dem Lehrbegriff, welchen ich hier, in Verse eingekleidet, der Welt übergebe, war mein Hauptabsehen, die vollkommenste Welt welche möglich ist zu schildern, und zu zeigen, daß diejenige, von welcher wir einen sehr unansehnlichen Theil inne haben, eben nach diesem vollkommensten Grundriß gebauet sey. Es ist bekannt, daß es so lange noch nicht ist, daß man von dem Schöpfer und seinen Werken sehr unwürdige Gedanken unter denenjenigen geheget, von welchen man eine vollkommenere Erkenntniß Gottes als von irgend einem andern Menschen, fordern kann. Diejenige, welche sich unterstunden, ihre Ideen über die Meynungen des Pöbels zu erhöhen, wurden verketzert, und manche sind mit dem abscheulichen Zeichen der Gottesleugner gebrandmarket worden, welche weit größer von Gott gedacht haben, als einige heilige Väter der Kirche. Die glückselige Zeiten, welche seit dem 15ten Jahrhunderte die Wissenschaften über den Occident ausgebreitet haben, haben endlich, unter unzählichen andern herrschenden Vorurtheilen, auch dieses verbannet, welches die Mutter der unanständigen Begriffe war, womit man den Schöpfer und sein ihm ähnliches Werk schändete.

Ich

Ich lese allemal mit empfindlichem Vergnügen die Stellen, worinn der scharfsinnige **Descartes** uns einbindet, daß man von den Werken Gottes nicht zu groß und erhaben denken könne. Der unvergleichliche **Platon** der Deutschen, wenn dieser Name nicht zu gering für den großen **Leibnitz** ist, hat eben diese Idee, und es hat ihm geglückt, sie in seinem Lehrgebäude viel besser auszuführen als **Descartes**. Seine allgemeine Harmonie ertheilet seiner Welt eine Größe und Schönheit, welche allen philosophischen Köpfen einnehmend vorkommen muß. Ich habe geglaubt, daß der Herr von **Leibnitz** diese Harmonie noch nicht so weit getrieben, als es möglich ist, und indem ich mir seine Lehrsätze und die Meynungen andrer Weisen zu Nutze gemacht, bin ich auf den Lehrbegriff gerathen, von dem dieses Lehrgedicht einen Entwurf giebt.

In der vollkommensten Welt, welche ich schildre, sind alle mögliche Verschiedenheiten, und sie sind doch alle auf das vollkommenste übereinstimmig. Ein Zweck, eine Endursache rufet sie und verbindet sie in Einem. Majestät, Einfalt, Schönheit, Harmonie, und dieses alles im möglichst höchsten Grade, dieses ist die Seele meiner Welt.

In dieser Welt ist Gott eine wahrhaftige Monas, fast in dem Sinn, welchen **Pythagoras** diesem Worte beylegte. Er ist nicht nur das allereinfachste Wesen, weil in ihm die allerrichtigste Uebereinstimmung ist; sondern er ist auch der Mittelpunct, in welchem sich alle Geschöpfe vereinen, oder wenn mir dieser Gleichnißausdruck auch in Prosa erlaubt ist, der Quell, aus welchen alles fließet, und in welchen alles zurückströmet. Dieser Lehrbegriff muß sehr natürlich seyn, weil fast alle alte Weltweisen und sonderlich die ältesten, ja die Chaldäer und Aegypter selbst auf ihn gerathen, ob ihn gleich eine in den Morgenländern zu sehr ausschweifende Einbildung und ein noch wenig gereinigter und geübter Verstand in zu sinnliche Begriffe verhüllt hat.

Die

Die Welt, wie ich sie entwerfe, kann die Benennung Dyas mit noch besserm Rechte führen, als die Materie, welcher sie der samische Weltweise giebt. Denn ein jeder Theil der Welt ist nach meinen Begriffen ein zusammengesetztes aus geistigen und körperlichen Kräften, welche miteinander übereingestimmet sind, und das ganze All bestehet aus Geistern und Körpern, deren Bewegungen einander aufs genaueste antworten.

Wenn die Welt das höchste und ursprüngliche Wesen wäre, so würde sie kein Muster haben. Denn wornach könnte sie gebildet seyn, wenn sie selbst alle Volkommenheiten enthielte? Sie ist aber abhängend und ein Werk eines unendlichen Wesens. Der Begriff einer Welt bringt dieses mit sich, und ich habe im ersten Buch einen kleinen Theil der Thorheiten angezeigt, worein diejenige fallen, welche das Gegentheil behaupten. Da also Etwas und nur ein Einiges ist, welches vortrefflicher als die Welt ist, und von dem sie ihren Ursprung ziehet: so ist sie ohne Zweifel nach diesem Wesen gebildet, welches vollkommener als sie ist. Dieses ist der Grund, worauf der Hauptsatz meines Systems beruhet, die Welt muß Gott so ähnlich seyn als möglich ist. Da nun Gott eine Sammlung aller unendlichen Vollkommenheiten ist: so muß auch die Welt so viel Realitäten besitzen, als sie fassen kann.

Der Timäus des Platon enthält viele Gedanken, welche einige der meinigen veranlasset haben. Ich rechne die folgende Stelle darunter, wo er nach verschiedenen vorangeschickten Betrachtungen behauptet, daß das vollkommenste Wesen nichts anders als das vollkommenste Werk hervorbringen könne. Da nun ein empfindendes und verständiges Wesen nothwendig herrlicher sey als ein lebloser und unempfindlicher Kloß, zum empfinden aber eine Seele gehöre: so sey das ganze All nothwendig nur ein Thier, welches von einer Seele belebet wird. Auf diese Art habe der Schöpfer die Idee des Vollkommensten, die er sich vorgestellt, glücklich aus-

ausgeführt, und die Welt sey also ein Thier, ein verständiges Thier, das von der Vorsehung Gottes abhängt. Nunmehr fragt er sich selbst: nach welchem Thiere Gott wohl diese Welt nachgebildet haben werde? Er schließt die uns sichtbare Thiere von dieser Ehre aus: sie sind zwar alle in ihrer Art schön, ja einige sind es in einem ausnehmenden Grade; indessen fehlet doch allen etwas, und sie sind nichts weniger als in allen Stücken vollkommen. Er glaubet also, wenn die Welt ein solches Thier sey, worinn alle übrige enthalten sind, so habe sie die möglichste Größe der Vollkommenheit, die sie erreichen könne. Die vollkommenste Welt ist ihm also ein einziges beseeltes und verständiges Wesen, welches alle übrige unvollkommenere in sich fasset. Dieses ist ein Stück des Systems des göttlichen Platon. Man müßte ganz unfähig seyn, geistige Schönheiten zu empfinden, wenn man die schöne Harmonie, welche in diesem scharfsinnigen Lehrgebäude stralet, übersehen sollte. Indessen wird es doch durch viele Unrichtigkeiten verstellt. Es ist gewiß, daß die Welt alle Thiere enthält, und daß die Gestirne Thiere sind; es ist aber unrichtig, daß die Welt selbst ein Thier sey. Wer das ganze System des Platon kennt, wird finden, daß diese Meynung seinen übrigen Sätzen sehr gemäß ist, sie ist aber deswegen noch nicht wahr. Er macht die ganze Welt zu einer Sphäre; wir aber beweisen, daß sie der Größe und Ausdehnung nach unendlich ist. Da er die kleinern Sphären zu Thieren macht, und einer jeden eine ätherische Seele zugiebt, so war es den Begriffen der Ordnung gemäß, auch diejenige Sphäre zu beseelen, welche die höchste ist und alle übrige in sich schließt, und ihr eine allgemeine Seele zu geben, in welcher alle übrige weben. Nach den Begriffen unsers Systems könnten wir nichts geringers als Gott zur Seele der Welt machen; und wenn dieser Ausdruck so gereiniget wird, daß man darunter bloß dasjenige Wesen verstehet, welches das ganze All beweget und in der Wirklichkeit erhält, so enthält er nichts der Gottheit nachtheiliges.

Gott ist das Muster, wornach die Welt gebauet ist. Dieser platonische Satz ist der Mittelpunct der Vollkommenheit unsers Systems. Da nun Gott unendlich, die Welt hingegen voller Schranken ist, so kann die vollkommenste Welt nicht aus einer einzigen Substanz bestehen. Ein endliches Wesen ist nicht fähig alle Vollkommenheiten Gottes einzunehmen. Es müssen also viele ja unendlich viele seyn, in welchen die Vollkommenheiten Gottes stückweise und den Graden nach ausgedruckt und nachgeahmt sind. Gott ist ein empfindendes Wesen; es müssen demnach alle einzelne Substanzen, welche Bilder der Gottheit sind, zur Empfindung geschickt seyn. Eine jede derselben ist ein Bild Gottes, eine jede aber ist es auf eine neue und verschiedne Art; sie gleichet ihrem Urbild mehr oder weniger, sie stellet es aus einem hellern oder dunklern, aus einem vollständigern oder unrichtigern Gesichtspunct dar. Da die höchste Vollkommenheit der Welt darinn bestehet, daß sie die Vollkommenheiten Gottes so viel als möglich ist abbildet; so kann eine Welt, worinn nur ein einziges mögliches Bild der Gottheit, so schwach und schatticht es auch seyn mag, vermißt wird, die vollkommenste nicht seyn. Es fehlet ihr eine mögliche Schönheit, eine Nachahmung Gottes, eine Realität, welche mit den übrigen sehr verträglich wäre. Dieses ist es, warum wir in unsre Welt alle Möglichkeiten eingeschlossen haben.

Der Einwurf würde Mitleiden verdienen, welchen man mir machen könnte, wenn man glaubte, daß vielleicht nicht alle mögliche empfindende Wesen ein Ganzes mit einander ausmachen könnten. Man ist in der That unfähig nur das geringste zum Beweis desselben zu sagen. Ich verstehe unter möglich, was es in der That, was es in den Augen Gottes ist. Denn vielleicht könnte mancher redende Bildsäulen und solche Singmaschinen, dergleichen **Bayle** im Artikel **Rorar** erdichtet, für möglich halten, für welche freylich in der vollkommensten Welt kein Raum ist. Es ist nichts möglich, als was Gott für möglich erkennt, und dieses macht er auch wirklich. Dieser Begriff setzet meine

Mey-

Meynung schon über alle Einwürfe hinweg. Was in der besten Welt, welche alle Realitäten in sich fasset, unmöglich ist, das ist überhaupt unmöglich und ein bloßes Hirngespinnst, das so wenig wirklich seyn kann, als ein Zephyr aus Norden. Ueberdem rede ich ja weder von dem kleinen Klumpen Erde, welchen wir bewohnen, noch von dem Sonnenwirbel, in welchem er schwimmt. Die Rede ist von der vollkommensten Welt, welche unendlich groß, und worinn für alle mögliche Wesen und Verknüpfungen derselben Raum genug ist. Ein Geschöpf, wie uns der Herr **Brokes** in einem seiner Träume eines beschreibt, ist in unserer Erde unmöglich; was hindert aber, es in den Mond oder irgend einen Begleiter des Jupiters zu setzen? Ohne Zweifel sind die vollkommene Menschen, welche der göttliche **Klopstock** so liebenswürdig im 5ten Gesang des Messias schildert, unter uns ganz und gar unmöglich; ja es war unmöglich, daß die Erde lauter dergleichen nähren sollte; vielleicht aber sind eben diese in der Venus wirklich. Die meisten Einwürfe, welche man gegen meine vollkommenste Welt machen wird, werden von der Art desjenigen seyn, den ich itzo weggeräumet habe. Ein eingeschränkter Begriff, der das ganze All übersehen kann, wird die Quelle derselben seyn.

Alle diese mögliche empfindende Wesen, welche die beste Welt in sich fasset, sind Bilder der Gottheit! Welch ein unendliches Feld zu den angenehmsten Betrachtungen für einen Weltweisen? Ich werde itzo nur einige Schritte in demselben thun, theils weil dieses zu meinem Vorhaben hinlänglich ist, theils um meinen Lesern das Vergnügen zu lassen, die zarte Wollust zu empfinden, welche uns dergleichen Ueberlegungen machen, wenn wir sie aus uns selbst zeugen.

Alle Geistigkeiten haben gleichsam gewisse Grundlineamenten vom Bilde Gottes mit einander gemein, und der Unterschied, welcher die einzelnen Arten und Geschlechter bestimmt, bestehet bloß in dem, was zu diesen Hauptzügen hinzu kömmt. Welches sind denn diese ersten Linien? Wir

werden

werden sie entdecken, wenn wir uns die Hauptkräfte in Gott abgesondert vorstellen werden. In Gott ist 1) die vollkommenste Kraft Vorstellungen von Wahrheiten zu zeugen, 2) das größeste Vermögen Vergnügen zu empfinden, 3) die reineste und zärtlichste Liebe zur Vollkommenheit, und 4) die höchste Kraft etwas von ihm abhängendes wirklich zu machen, oder die Schöpfungskraft. Man lasse nur das Merkmaal vollkommenst aus, welches der Gottheit eigen ist, so hat man was in allen Geistigkeiten anzutreffen ist, und was das Allgemeine des Bildes Gottes in ihnen ausmacht. 1) Eine jede Geistigkeit stellt sich Wahrheiten vor oder empfindet. Nicht alle können ihre Vorstellungen bearbeiten, allgemein machen, willkührlich verbinden, Schlüsse herausziehen; alle aber können empfinden, oder sich gewisse außer und in ihnen wirkliche Begebenheiten vorstellen. Dieses ist der erste Grundzug; eine Nachbildung des göttlichen Verstandes. Eine jede Geistigkeit besitzt 2) ein Vermögen Vergnügen zu empfinden; die Natur des Empfindens bringt es mit sich, daß gewisse Ideen Lust und Freude erwecken; und die Erfahrung weist uns dieses auch am kleinesten und schwächesten Wurme. Dieses hat er mit dem Seraph gemein; obgleich die Wollust, deren dieser fähig ist, unendlich viel größer, lebhafter, zärtlicher und beständiger ist. Wer siehet hierinn nicht die Nachahmung der seligsten Zufriedenheit, welche Gott in dem deutlichsten und unveränderlichsten Bewußtseyn seiner Gottheit und dem Anschauen aller Vollkommenheiten, welche er in und außer sich findet, auf die erhabenste Weise genießet? Die Liebe zur Vollkommenheit, welche einer jeden Geistigkeit natürlich ist, ist der dritte Grundzug des Bildes Gottes, welcher seine vollkommenste Neigung zum Guten ausdrücket. Es fleußt aus der Natur der Vollkommenheit, daß sie Liebe erweckt. Freylich besitzen nicht alle das erhabne Vermögen, die scheinbaren Schönheiten von den wahren zu unterscheiden, die Grade des Vollkommenen und ihre Liebe nach denselben zu bestimmen, und ihre Wünsche nur

standhaften und großen Gütern zuzuwenden. Nicht alle haben so viel Stärke, ihr irdisches Glück für das Wohl ihrer Brüder dahin zu geben, wie ein Leonidas, und nicht alle können so zärtlich und edel lieben, wie eine Portia. Indessen haben doch alle wenigstens eine Neigung zu sinnlichen Vollkommenheiten. Von dieser wird die kleinste Raupe bewegt, und der glänzendste Seraph schämet sich ihrer nicht; ja man kann sagen, daß Gott selbst sich am Anschauen der sinnlichen Vollkommenheiten seiner Geschöpfe vergnüge, indem sie ja wirkliche Vollkommenheiten sind, ob ihnen gleich nur ein geringer Grad der Trefflichkeit zukömmt, wenn sie mit dem ewigen, unveränderlichen, beständigen und Gottähnlichern verglichen werden. Die Schöpfungskraft ist das vierte was in dem empfindenden Wesen durch das Vermögen etwas von ihnen abhängendes wirklich zu machen, abgebildet wird. Ich rechne hierzu nicht nur die Schöpfung der Ideen, der Phantasiebilder u. d. g. sondern vornehmlich was sie durch Hülfe des ihnen zugeselleten Körpers verrichten, und wovon die Begierden der Seele gleichsam die ersten Triebfedern sind. Wir wollen zu diesem allen, was von der Aehnlichkeit mit Gott, welche das Wesentliche der Geistigkeiten ist, nur berühret worden, eine gewisse Art der Unabhänglichkeit hinzu fügen, nach welcher eine jede derselben nur von Gott, sonst aber von keiner andern endlichen Substanz abhänget. Es scheint zwar in unsrer Welt, als ob die geringern Substanzen von den vollkommenern abhingen, und durch dieselbe eingeschränkt würden: es scheint aber nur so, und befindet sich bey einer genauen Untersuchung ganz anders. Eine jede Geistigkeit besitzet eine Kraft, welche durch verschiedene Perioden geht, und in einer jeden derselben eine gewisse Art der Einschränkung hat, welche sie nicht von andern bekommt, sondern die ihr natürlich ist, weil sie aus ihrem eigenen Wesen fließt. Die Verhältnisse derselben aber werden von dem weisesten Erfinder der besten Welt nach ihrer Aehnlichkeit und Harmonie bestimmt. Diejenige

also,

also, welche ähnliche Einschränkungen haben, kommen einander am nächsten; diejenige, welche vollkommener sind, behaupten zwar ihren Vorzug vor jenen, aber ohne wirklichen Nachtheil derselben; und wo ja eine Collision entstehet, so wird sie durch ihrer beyder Wesen nothwendig verursachet, und hindert beyder Hauptzweck nicht. Es ist also keine Substanz der andern in der That schädlich; eine jede entwickelt sich und steiget nach ihren eigenen Gesetzen; ihre Zusammenfügung vermehret zwar die gemeinschaftliche Vollkommenheit, ziehet aber keinen wirklichen Schaden nach sich. Wir betrügen uns, wenn wir glauben, Titius, welcher ein Unterthan ist, werde durch Cajus, der sein Herr ist, eingeschränkt. Die natürliche Einschränkung des Titius erforderte, daß Titius in der bestimmten Periode ein Unterthan seyn mußte, und daß er gerade dem Cajus dienet, ist bloß eine Folge der allgemeinen Harmonie, nach welcher Cajus sich jetzt am besten schickte sein Herr zu seyn. Kurz, wie es möglich wäre, den Cajus und alle übrige Dinge außer ihm zu vernichten, so würden die innerlichen Umstände des Titius keine bessere seyn, als seine jetzige. Dieses nenne ich die Unabhänglichkeit der Geistigkeiten, nach welcher eigentlich keine um der andern Willen da ist, sondern da A um deßwegen mit B in diesem oder jenem Verhältniß stehet, weil die Uebereinstimmung ihrer beyder Wesen es so mit sich bringet.

Dieses sind die wenige Betrachtungen, in welchen ich dasjenige zusammengezogen und zum Theil auch erweitert, was ich im zweyten Buche von dem Bilde Gottes in den Substanzen gelehrt habe. Aber welch einen Begriff giebt uns dieses von der Welt? von deren jeder Theil eine Nachahmung, ein Spiegel der Gottheit ist, und welche, wenn ich dieses Wort gebrauchen darf, gleichsam aus lauter Untergöttern bestehet. Denn der ist ein Gott, sagt der platonische Cicero irgendwo sehr schön, welcher lebet, empfindet, sich erinnert, vorsiehet, herrschet und wirket und seinen Leib beseelet, wie die Gottheit die Welt.

Es ist schon oben etwas von der unendlichen Verschiedenheit der Wesen gedacht worden, welche durch ihre unzählbare Menge und durch den Satz der Unmöglichkeit zweyer nicht zu unterscheidender verursachet wird. Der Unterschied zwischen Gott und der vollkommensten Creatur ist unendlich und der Abstand des vortrefflichsten Geschöpfes vom unvollkommensten scheinet eben so groß zu seyn. Und dieser ganze unendliche Raum ist mit unzählbaren Arten und Geschlechtern angefüllet, welche alle darinn wesentlich unterschieden sind, daß sie Gott ähnlicher oder unähnlicher sind. Ist hierinn viel unbegreifliches, so bedenke man, daß es unmöglich ist, das Unendliche zu messen.

Ob wir gleich die höchste Classe der Geistigkeiten untrüglich anzugeben nicht vermögen, so können wir sie doch mit allgemeinern Prädicaten bestimmen. Diejenige, welche dieselbe ausmachen, sind Gott am ähnlichsten. Ihr Geist ist am meisten aufgeheitert und entwölkt, ihre Sinne sind die feinsten, und ihre Kräfte die größesten. Ihr Herz ist voll erhabner und reiner Bewegungen, und alle ihre Triebe und Handlungen sind voll Richtigkeit und Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Ordnung. Doch kann ich diese glänzende Geister wohl besser abbilden als unser unschätzbarer **Klopstock**, welcher einen aus dieser Sphäre, von der ich rede, so unnachahmlich schön geschildert hat?

Gott nennt ihn seinen Geliebten, der Himmel Eloa vor allen,
Die Gott erschuf ist er groß, der nächst dem Unerschaffnen.
Denkt er, so ist ein Gedanke von ihm so schön als die Seele,
Als die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit,
Wenn sie, ihrer Unsterblichkeit würdig, gedankenvoll nachsinnt.
Sein umschauender Blick ist schöner als Frühlingsmorgen,
Lieblicher als die Gestirne, da sie vorm Throne des Schöpfers,
Jugendlich neu und voll Licht mit ihren Tagen vorbeyflohn.

Da Aehnlichkeit und Uebereinstimmung das Grundgesetz der Einrichtung der vollkommensten Welt seyn müssen, so

werden

werden die Hauptgeschlechter der Geistigkeiten in gewisse Sphären oder Kreise getheilt seyn, worinn einem jeden sein Aufenthalt angewiesen ist, bis die Periode kommt, welche ihn einem höhern zuführt. Diese Gott ähnlichen Dämonen also, von welchen uns Herr **Klopstock** eine so schöne Beschreibung macht, werden die höchste Sphäre einnehmen.

Es ist uns unmöglich zu bestimmen, in welchen Graden die Vollkommenheit in den übrigen Kreisen, deren Anzahl unendlich ist, abnehmen wird. Da aber nicht alle Cherubim und Seraphim seyn können, so treffen wir auch Menschen-Aehnliche, Menschen, und noch unvollkommenere Thiere an. Alle diese mögen sich in unsern Sonnenwirbel begeben, von welchem uns glaublich dünkt, daß er den unvollkommensten Theil der Welt enthalte.

Doch in die beste Welt gehören alle mögliche Geistigkeiten, und da man bisher gemeiniglich einige Arten von Geschöpfen, mit Unrecht für unbeseelte Maschinen gehalten hat, so haben wir ihnen in unserm System ihr Recht wiederfahren lassen. Ich meyne hier vornehmlich die Pflanzen. Ich finde, daß sie schon **Empedokles** für beseelt gehalten. Denn in einem Paar Versen, welche man im **Clemens** von Alexandria, und aus ihm auch im **Cudworth** finden kann, will er selbst einst eine Pflanze gewesen seyn. Allein seine Meynung scheinet von der meinen verschieden zu seyn, indem er als ein Pythagoräer ohne Zweifel die Rückwandlung in die Körper der niedrigern Thiere und Pflanzen darunter verstehet, welche ganz ungereimt ist. Die so genannte Seele, welche ihnen **Aristot** zugiebt, und die er, um ihr einen weitaussehenden Namen zu geben, die Wachsendmachende nennt, ist nichts wenigers als die welche ich ihnen im 4ten Buche zugestehe, welche ein geistliches und empfindendes Wesen ist, und ihren Grad in dem Maaßstab der Vollkommenheit, unter den pflanzenartigen Thieren einnimmt. Wir haben in dem vierten Buche so viel gesagt, einer Meynung, die so natürlich und

und den Gesetzen der Ordnung so gemäß ist, einen Schein der Gewißheit zu geben, daß wir hier gar füglich, ohne uns länger bey den Pflanzen zu verweilen, zu einer andern Art von Seelen eilen dürfen, welche wir dem Platon abgenommen und der besten Welt einverleibet haben.

Dieses sind die Gestirne. Fast alle der ältesten Weisen, nebst einer großen Schaar ihrer jüngern Nachfolger, haben sie für beseelt gehalten, und das wenige was wir gewiß von ihnen wissen, ist nicht hinreichend uns das Gegentheil zu zeigen. Plato macht vier Eintheilungen der Thiere. Die Göttlichen nehmen die Oberstelle ein, und dieses sind die Gestirne, welche der Schönheit wegen aus dem reinsten Feuer bestehen, und um dem vollkommensten Thier, der Welt, ähnlich zu seyn, die sphärische Gestalt haben, welche Plato für die schönste hält, wie sie es denn auch unter den geometrischen Figuren und Körpern wirklich ist. Mit diesen Göttergestalten, wie sie Ovid nennet, füllet Platon die oberste Sphäre an. Man siehet leicht, was bloß willkührlich hierinn ist. Der Beweis, den ich für meine im vierten Buch vorgetragene Meynung nehme, ist die Möglichkeit solcher Gestirnseelen; (und man weis, daß die Möglichkeit eines Dinges genug ist, um ihm einen gegründeten Anspruch auf die Wirklichkeit in der vollkommensten Welt zu verschaffen.) Und die Analogie und die Gesetze der Ordnung geben ihr ein großes Gewicht. Wenn wir nichts dabey gewinnen, so erhalten wir doch den Vortheil, weder zu einer unbekannten und nichts sagenden Anziehung fliehen zu dürfen, noch die Damönen mit einer so beschwerlichen Arbeit zu bemühen, wenn wir der Bewegung der himmlischen Körper eine allgemeine Ursache geben wollen. Denn nach unsrer Meynung liegt dieselbe in der Beschaffenheit der Arten der Gestirne und in dem innern Zustand ihrer Seelen, welchem ihre Bewegungen allemal gemäß seyn müssen.

Bey

Bey dieser Gelegenheit muß ich auch mit ein Paar Worten der sphärischen Harmonien gedenken, mit welchen **Pythagoras** und **Platon** ihre Lehrgebäude übereinstimmiger machen, und deren ich in meinem Gedichte oft gedenke. Die platonische Vorstellung des ganzen Weltsystems, und der acht Sphären, durch deren Bewegung diese himmlische Musik zuwege gebracht wird, macht im Traum des **Scipio** einen sehr angenehmen Abschnitt aus. Ich finde nichts weniger als was unmögliches darinn, daß die sehr regelmäßige Bewegungen der Gestirne, wenn sie von dem Schöpfer in die gehörige Verhältnisse gebracht worden, in der sie umfließenden Himmelsluft Veränderungen hervorbringen, welche in den Ohren himmlischer Zuhörer sehr harmonisch klingen mögen. Diese Idee kommt mit den Begriffen der himmlischen Körper, ihrer Bewegung, des Schalls und solcher Ohren, welche dazu gebauet sind, sehr wohl überein. Brauchen wir aber was mehrers als ihre Möglichkeit, um dke beste Welt mit ihnen zu verschönern? Kann man beweisen, daß sie einen höhern Zweck hindern würden? Nichts weniger als dieses. Kurz, wenn der vollkommensten Welt keine mögliche Harmonie fehlen darf, so hat ohne Zweifel die Harmonie der Sphären eine mehr als poetische Wahrheit. Uebrigens dünkt mich die Antwort der Platoniker sehr übel ausgesonnen, welche sie den Fürwitzigen geben, welche gern etwas von dieser himmlischen Musik hören möchten. Man sagt, dieses Getöne sey zu heftig, als daß wir es hören könnten; und man führet zur Bekräftigung die Einwohner der Gegenden um den Nilfall an, welche von dem starken Getöse des über die Felsen herab stürzenden Nils taub werden, und also gar nichts davon hören. Allein wenn es mit uns in Absicht der sphärischen Harmonien gleiche Bewandniß hätte, müßten wir nicht alle taub seyn? müßten wir nicht gar nichts hören? Ein Mensch, der durch einen Canonenschuß betäubt ist, wird in denselben Augenblicken keinen andern Laut vernehmen, so fein er auch seyn mag. Ich glaube

also, man wickelt sich besser aus der Schwierigkeit, wenn man zu diesen himmlischen Symphonien ganz anders gebaute Ohren erfordert, als die unsere sind.

Alle Geistigkeiten sind Bilder Gottes. Ihre Natur aber erlaubt nicht, daß sie alle gleich vollkommen seyn. Sie konnten so wenig alle Seraphs seyn, als alle Pflanzen ledern seyn können. Daher sind einige sehr unvollkommen; kaum empfinden sie sich selber, oder sind wenigstens in eine sehr enge Sphäre eingeschlossen. Andere haben gerade Verstand genug sich tausend Arten von Quaalen zu erfinden; kurz, wie es unendliche Arten giebt, die der Gottheit nahe sind; so giebt es nicht wenigere, welche gleichsam in einem tiefen Abgrund liegen, sich aus demselben heraus winden, oder doch noch nicht weit über denselben weggekommen sind. Dieses verursacht eine ungemeine Ungleichheit und würde tausend Unvollkommenheiten gebären, wenn denselben nicht vorzukommen wäre. Wo aber ein Mittel ausgedacht werden kann, wodurch endlich einmal alle diese Unvollkommenheiten, welche die niedern Classen der Geistigkeiten beschweren, aus dem Wege geräumet werden können, wenn alle Substanzen Gott ähnlicher werden können, wenn sie ohne Aufhören steigen und verschönert werden, so wird die Harmonie unter denselben vollkommen seyn. Die Gottheit wird der Mittelpunct seyn, zu dem sie sich hin bemühen; Sie wird das Meer seyn, worein sie sich wie Ströme verlieren werden; Ein Zweck wird sie alle aufs vollkommenste verbinden.

Dieses Mittel habe ich in der Natur der Geistigkeiten gefunden. Ich habe gezeigt, welches die wesentlichen Kräfte sind, die einer jeden zukommen, und ich habe sehr deutlich dargethan, daß die Natur einer geistigen Kraft es so mit sich bringe, daß sie immer vollkommener wird. Auf diese Art habe ich gefunden, daß die niedrigern Wesen durch unzähliche Perioden geführt, endlich den Bewohnern der höhern Sphären ähnlich werden, und also diese sich gleichfalls verschönern,

weil

weil sie Gott zwar unendlich nahen, aber nie zu Göttern werden können.

Ich habe, wie mich dünkt, deutlich genug gezeigt, daß man sich aus unendlich viel Schwierigkeiten herauswickelt, wenn man einen so wesentlichen Unterschied zwischen Geist und Stoff annimmt, als ich in meinem Lehrgebäude festgesetzt habe. Die Monaden des Herrn von Leibnitz richten in der vollkommensten Welt tausend Verwirrung an, ich habe sie also gänzlich aus derselben ausgeschlossen. Ich habe dargethan, daß einer jeden endlichen Geistigkeit eine Maschine nöthig, welche ihr gleichsam zum Denken behülflich ist, und sie zu ihrer Vollkommenheit befördern hilft. Da es weit übereinstimmender ist, wenn ein einziger Körper durch alle Perioden der Wirklichkeit seiner Seele durch, zu diesem Zweck hinreichend ist, als wenn dieselbe bey einem jeden Uebergang in eine neue Classe einen ganz neuen Leib haben müßte: so habe ich, den Begriffen der vollkommensten gemäß, einer jeden Geistigkeit einen solchen Leib zugegeben, der das ist, was die Stoiker den Wagen der Seele nennen, eine ätherische Maschine, welche so gebaut ist, daß sie beständig den Bewegungen der Seele gemäß schlägt, und indem sie mit jener immer vollkommener wird, auch dieselbe an ihrer Erhöhung niemals hindert. Nichts ist der Phantasie unbegreiflicher als dieser ewige und wesentliche Leib der Geistigkeiten, aber dieses ist es auch alles, was man gegen ihn sagen kann. So lange theils die Vollkommenheiten dieses harmonischen Leibes nicht entwickelt sind, theils die übrigen Verhältnisse seiner Seele es erfordern: so ist sie noch mit einem größern Leibe versehen, welcher mit ihrem eigenthümlichen Leibe nur auf einige Zeit gleich gestimmt ist. Dieser bestehet aus unzählichen Substanzen geringrer Art, und eben seine Heterogeneität macht, daß er nach einer derselben proportionirten Dauer seine Zusammensetzung gänzlich ändert. In den höchsten Sphären aber kommt der ätherische Leib der Geister, zu einer solchen Vollkommenheit, daß er ihrem innern Glanze völlig genug thut und keines andern bedarf.

Man

Man glaube nicht, daß ich der Einbildungskraft meiner Leser zu viel zutraue, da ich ihnen in meinem Lehrbegriff verschiedene Sätze vorlege, welche alle Einbildung übersteigen. Wer das Unbegreifliche aus der Weltweisheit weggeräumt wissen will, den empfehle ich dem Hrn. Bayle. Kann ihm dieser nicht helfen, so werden drey Anticyren ohne Wirkung seyn. Niemand weis besser, wie wenig wir begreifen, als ein Weltweiser, dieser weis, daß ich mit dem Lucan rede, welch eine Nacht unsern Tag bedeckt. Die Ewigkeit der Welt ist in der That unbegreiflich. Die Substanzen währen immer Gott gleich, ob sie gleich in einem andern Verstande endlich sind. Der Raum, den sie durchlaufen, ist wirklich unendlich; muß also nicht auch die Zeit unendlich seyn, welche dazu angewendet wird? Dieses ist alles, was ich zu sagen weis, um diese Meynung einiger maßen mit der Einbildung zu versöhnen. Aber ist denn die gegenseitige Meynung begreiflicher? Ist es möglich, sich nichts zu denken, oder zu begreifen, wie Herr von Haller das alte Nichts gebähren läßt? Ist es möglich, sich Gott ohne Wirksamkeit zu denken? Kann in ihm eine bloße Möglichkeit Statt finden? Es ist wahr, die mittelbaren Wirkungen geschehen in einer gewissen Zeit; aber die unmittelbare Anwendung seiner Schöpfungskraft muß ewig und in steter und gleicher Wirksamkeit seyn.

Die Erklärung, die ich über die Vereinigung der Seele mit ihrem Leibe gebe, lauft gleichfalls auf Unbegreiflichkeiten hinaus. Sie ist wirklich von den übrigen verschieden. Der Leib fließet nicht in die Seele, wie sich die Influxionisten einbilden; er ist aber auch nicht entbehrlich zum Denken. Er ist unentbehrlich. Die Seele besitzt eine Kraft in ihm, die Bilder, welche ihm eingedrückt sind, zu erkennen; aber es ist nicht von mir zu fordern, daß ich zeigen soll, wie sie es mache. Weder Plato, noch Plotin, noch Descartes, noch Leibnitz, noch Wolf haben dieses zu zeigen vermocht: Und die

Geburt

Geburt der Ideen bleibt eine Aufgabe, deren Auflösung uns in bessern Welten bevorstehet.

Ich will nunmehr mein System kurz zusammen fassen. Die Welt ist das vollkommenste Werk der Gottheit, zu dessen Vortrefflichkeit alle Eigenschaften Gottes zusammengestimmet haben. Sie ist der Zeit und dem Raume nach unendlich, und dauert so lange als die Kräfte Gottes wirken. Sie enthält eine unendliche Sammlung von Geistigkeiten, welche alle das Bild Gottes tragen, und ihrem Urbild immer ähnlicher werden. Die vollkommenste Vereinigung mit Gott ist das Ziel, wornach sie alle streben und welches sie alle erhalten. Die Gesetze der Bewegung sind sehr vollkommen, harmonisch und einfach. Die Geister bewegen sich nach der Regel: Mit der Zahl der Ideen, die eine Geistigkeit auffaßt, vermehrt sich die Lebhaftigkeit und Größe ihrer Kraft, und sie wächst also unaufhörlich, da sie von nichts gehindert wird: Die Körper nach dem Gesetz, welches ihnen eine genaue Zusammenstimmung mit der Geisterwelt aufleget. Das ganze All besitzt alle mögliche Arten der Schönheiten, es lauft durch alle mögliche Veränderungen; Und alle diese Verschiedenheit verliert sich doch endlich in einen Hauptzweck, welcher der größeste und beste ist, der gedacht werden kann. Dieses ist die Sammlung der Dinge, deren Natur in den folgenden Büchern entworfen ist!

An den Leser.

Der Verfasser übergiebt diese Arbeit den Liebhabern und Kennern der Weltweisheit und der Werke des Geistes. Er wird es sich für sehr rühmlich halten, wenn dieselbe seine Arbeit würdig schätzen werden, sie durch ihre Verbesserungen in einen Zustand zu setzen, welchen er selbst ihr nicht zu geben vermochte. Ueberhaupt ist er in einer solchen Fassung, daß ihm weder ein gegründeter Vorwurf noch ein unzeitiger Tadel etwas unerwartetes seyn wird. Und warum sollte ers nicht seyn? da selbst das vollkommene Werk eines unendlichen Wesens, welches er besingt, weder von Mängeln noch von Tadel frey ist.

Die

Die Natur der Dinge.

Erstes Buch.

Von deiner Kraft befeurt, Minerva, will ich singen,
O möchte mir durch dich ein würdig Lied gelingen!
Ein Werk, das du beseelst, treibt kein gemeiner Zug;
Ich sing nicht Lieb und Wein. Ein ungewohnter Flug
Hebt mich den Himmeln zu; von Millionen Sternen
Umringt, lernt sich mein Blick vom niedern Pol entfernen.
Dich, Urbild aller Welt, der Gottheit Ebenbild,
Dich, Wahrheit seh ich selbst; der Glanz, der von dir quillt,
Stärkt mein noch blödes Aug; wie dich dein Liebling schaute,
Wie Plato, dessen Blick sich die Natur vertraute,
So, Göttinn, seh ich dich und fühl', mit seltner Lust,
Verwundernswürdige Affecten in der Brust.
O möchte deine Kraft stets meinen Geist durchwallen!
O möcht der Neune Chor in meine Töne fallen!

So sollte das Gefühl, das mir dein Anblick schenkt,
Der Lußtstrom, welcher stets verklärte Wesen tränkt,
Auch meiner Brüder Herz erweichen und durchfließen,
Und nie empfundnen Trieb in ihre Adern gießen.

Komm, Klio, welche stets der Wahrheit Freundinn war,
Stell du ihr himmlisch Bild entzückten Augen dar;
Komm, mal an meiner Statt, dein Pinsel kann nicht trügen,
Die reizendste Gestalt mit ungeschminkten Zügen.
So rührt sie auch den Blick, den der Gewohnheit Nacht
Und der Begierden Wuth empfindunglos gemacht.
Wie, wenn Tithonia mit purpurfarbnen Flügeln
Die Sonne zu uns führt von halbbestralten Hügeln,
Ein Wandrer, den, ermüdt, ein sanftgeblähtes Moos
In einem dunkeln Busch, und Morpheus Arm umschloß,
Vom Licht erweckt, sich rührt; er reibt die Augenlieder,
Der Morgen hebt sie auf, der Schlummer schlägt sie nieder,
Das glänzende Gefild, der Bluhmen frischer Duft,
Die Nachtigall, die froh dem Tag entgegen ruft,
Rührt seinen Sinn nur halb, kaum glaubt er zu empfinden;
Doch endlich streckt er sich, und Traum und Schlaf verschwinden;
Der nahe Tag grüßt ihn, das aufgewachte Feld
Lacht ihm ermunternd zu, ihn blickt das Aug der Welt
Mit sanften Freuden an; von neuer Lust entzücket,
Wird eine neue Welt ihm, wie er glaubt, erblicket:
So wird der träge Sinn, der mehr empfindt als denkt,
Und jetzt in engen Kreis sein trübes Auge schränkt,

Des

Des alten Schlummers frey, durch mein Gedicht entzündet.
Wie starrt er, da er da so viele Schätze findet,
So viele Seltenheit, so viele Pracht entdeckt,
So viele Schönheit sieht, so viel Vergnügen schmeckt,
Wo der verkehrte Sinn, von Leidenschaft gebunden,
Vorher nur öden Sand und falbe Nacht gefunden:
Verachtend sieht er jetzt geringre Güter an,
Der Weisheit himmlisch Licht zerstreut den alten Wahn.

O Göttinn! die du einst mit alter Weisen Zungen
Manch überirrdisch Lied von Gott und Welt gesungen,
Steh jetzt dem Dichter bey, den, von dir selbst bewegt,
Ein hoher Adlerflug durch alle Welten trägt,
Und laß in seinem Geist erhabnere Ideen,
Als seine Kraft sonst zeugt, von dir gewirkt, entstehen.
Die Gottheit sing ich selbst, den Quell der schönen Welt,
Und wie durch ihre Kraft das Ganze sich erhält.
O möchte doch mein Lied, das mit der Engel Chören,
Um seinen Thron, sich mischt, der ganze Weltkreis hören!
Auch ihr, Unselige, du thränenwerth Geschlecht!
Dem Lust und Vorurtheil die kurzen Blicke schwächt,
Die ein verruchter Trieb selbst gegen Gott empöret,
Die ihr das Wesen schmäht, das eure Wesen nähret,
Hört meinem Singen zu, und fühlt des Schöpfers Macht!
Doch nein! ihr fühlet nicht. Der Laster Todtennacht,
Der Sinnlichkeit Betrug, der Sturm der Leidenschaften,
Läßt keinen edlern Trieb in euren Seelen haften.

Durch eigne Schuld gestraft, seht ihr die Sonne nicht,
So lebhaft auch ihr Stral euch in die Augen bricht;
Wie Catadupens Volk den Fall des Nils nicht höret,
Der doch vor seinem Ohr erschrecklich rauschend fähret.
Euch blendt ein glänzend Weh mit trügerischem Schein,
Und ladt zu süßem Gift die trunknen Herzen ein:
Doch wird nur dieses Herz dem Taumel einst entrissen,
Den Circens Zauberkelch, gefüllt mit stygschen Flüssen,
Ihm in die Adern goß; so weicht dem hellern Schein
Der elendschwangre Dunst, die Mutter eurer Pein.

Wer nur mit freyem Blick und einem Geist voll Klarheit,
Sich in das Ganze wagt, den rührt die höchste Wahrheit,
Mit Stimmen mancher Art, aus ungezähltem Mund
Macht ihm selbst die Natur der Gottheit Daseyn kund.
Doch weis das Vorurtheil, das alle Menschen nähren,
Die schönste Ordnung selbst chaotisch zu verkehren.
Wo lauter Harmonie auf höh're Weisheit führt,
Bleibt ein betäubtes Herz verstockt und ungerührt.
Allein, laßt uns einmal ein freyers Urtheil hören,
Der Weise von Stagyr soll uns ein Beyspiel lehren.

Stellt eurer Bildungskraft ein menschlich Wesen für,
Das nie den Tag gesehn. Nah bey der Höllen Thür
In Tänars tiefem Bauch, in Gründen voller Grauen
Schließt ihn ein Felsen ein, den Vulkan selbst gehauen.
Hier lebt er, denen gleich, die Merlins Zauberhand
In Mittelpunct der Welt vom frohen Tag verbannt.

Nichts

Nichts zeigt sich seinem Blick in schwarzen Marmorzimmern,
Als hier ein still Gespenst, dort glatter Wände Schimmern.
Die Schönheit kennt er nicht, die Mannichfaltigkeit,
Den süßen Unbestand, der unser Aug erfreut;
Ein nie verändert Bild von wenigen Ideen
Bleibt stets im dunkeln Geist in vor'ger Ordnung stehen.
In Sälen von Granit, bey stiller Lampen Schein,
Wiegt ihn der träge Schlaf in lange Träume ein.
Setzt, dieser Mensch sieht einst durch erst entdeckte Ritzen
Vom ungewohnten Tag das angenehme Blitzen;
Erstaunt sucht er den Ort, der seine Nacht erhellt,
Und ein zerborstner Fels führt ihn auf unsre Welt.
Was dünkt uns, was für Licht von glänzenden Gedanken,
Erweitert auf einmal der Seele enge Schranken,
Die sich vor Lust kaum fühlt? Ein angenehm Gefild
Von Florens Hand geschmückt, malt ein entzückend Bild
In sein geblendtes Aug. In jenen blauen Bögen
Wallt eine See von Feu'r erwärmend ihm entgegen,
Und zeigt ihm bey dem Licht, das farbicht aus ihr fließt,
Was am bemalten Rand der Körper reizend ist.
Der Bäche sanft Geräusch, das Lied der Nachtigallen,
Wird dem erstaunten Ohr nicht weniger gefallen.
Der laue West haucht ihn mit süßem Athem an.
Was nur der Frühling hat, das uns bezaubern kann,
Strömt seinen Sinnen zu mit lieblichem Gedränge.
Kaum faßt sein Herz die Lust, und wird sich selbst zu enge.
Wo bin ich? ruft er aus; wie wird mir? was für Lust
Ergießt sich in mein Herz und schwellt die frohe Brust?

Sinds Wesen, oder kann ein bunter Traum mich trügen?
Welch angenehmer Ort, gebauet zum Vergnügen?
Woher ist alles da? Wo regt sich diese Kraft,
Die, mit verborgner Hand, so viele Wunder schafft?
Vielleicht macht er, wie einst das Volk der jungen Erden,
Die Sonne zu dem Gott, durch den die Dinge werden.
Aufmerksam findt er bald, daß, alles was er sieht,
Von ihrem Stral belebt, sich zeuget, wächst und blüht.
Ins Innre der Natur weis er noch nicht zu dringen,
Und kennt die Flächen kaum von körperlichen Dingen;
Drum geht der junge Geist, zu schwach zu hellerm Blick,
Noch nicht auf dich, o Herr, der Wesen Grund, zurück.
Doch die Betrachtung mehrt sein unvollkommnes Wissen,
Und leitet den Verstand gemach zu tiefern Schlüssen;
Der nie gestillte Trieb nach neuer Wissenschaft
Beflügelt seinen Muth und schärft die Denkungskraft.
Er lernt die Kette sehn, die alle Dinge bindet;
Wie die bewegte Luft den schnellen Blitz entzündet;
Warum der Körper sich zur niedern Erde senkt;
Warum aus Junons Brust die matte Saat sich tränkt;
Die Bilder, welche stets aus allen Körpern fließen,
Und sich mit sanftem Druck in unsre Augen gießen;
Der Saamen innre Kraft, die aus sich selbst gebiert,
Und die belebte Frucht im Kleinen bey sich führt;
Den wunderbaren Bau harmonischer Maschinen,
Die Wesen höh'rer Art zu langer Wohnung dienen;
Den ungemeßnen Raum, wo, in ätherschem Fluß,
Sich ein umstraltes Heer von Welten drehen muß;

Dieß alles und noch mehr zeigt ihm im schönsten Lichte
Erfahrung und Vernunft, und stärket sein Gesichte.
Ja, spricht er, ja ein Gott bewegt die Wunderuhr
Der Welt, die er erfand, und herrscht in der Natur.
Ein eingeschränkter Arm kann so viel Seltenheiten,
Vollkommner als er selbst, unmöglich zubereiten;
Die Welt, die meinem Blick kaum ihre Schale weist,
Erhält sich durch die Kraft vom allerhöchsten Geist;
Zu schlecht, die Wirklichkeit im eignen Seyn zu finden,
Zu schön, von ungefähr sich aus dem Nichts zu winden.

So richtet die Vernunft, wenn kein gekünstelt Glas
Den Vorwurf anders weist, als ihn das Auge maß.
Von Vorurtheilen frey, die niedre Seelen drücken,
Schwingt sie sich, Herr, zu dir, mit aufgeklärten Blicken.
Im Ausfluß deiner Huld, vollkommenste Natur,
Findt sie in jedem Punct von dir die Segensspur.

Ihr Weisen aller Zeit, ihr Lieblinge des Wahren,
Bey denen Witz und Geist sich mit Erfahrung paaren,
Wie daß beym hellsten Glanz, in dem sich Gott uns zeigt,
Euch doch ein untreu Licht auf falschen Abweg neigt.
Wie daß beym kräftgen Stral entnebelter Begriffe
Ihr doch das Ziel verfehlt, die gränzenlose Tiefe,
In der sich alles gründt, aus welcher alles fließt,
In welche alles führt und wieder sich ergießt.
Du, kluger Epikur, du Freund der Ruh der Seelen,
Du lehrst das ächte Gut aus tausend andern wählen,

Du kennst den ewgen Trieb, der in den Wesen glimmt,
Und zum Vergnügen nur des Willens Hang bestimmt;
Und doch flieht deinen Geist der Urquell jener Freuden,
Die mit geringer Lust die niedern Wesen weiden:
Die Gottheit kennst du nicht, so nah ihr Stral dir ist,
Der, segnend, durch den Raum des Ungemeßnen fließt.
Aus Stäubchen ohne Sinn, gefügt von innrer Regung,
Baust du die schönste Welt durch schwärmende Bewegung,
Und machst aus jenem Geist, der alle Kraft gebiert,
Ein träges Schattenbild, das kaum sich selber rührt.
O! hättst du von der Welt, die du dem Ungefähren,
Der Stäubchen tollem Schwarm und dem erträumten Leeren
Zu bilden übergiebst, nur einen Theil gekannt,
Gewiß du hättest nicht das diamantne Band,
Durch das die Wirkungen sich an die Ursach schließen,
Mit ungeschickter Faust verrätherisch zerrissen.
Der kennt das Sandkorn nicht, das dort am Ufer liegt,
Der es, wie du die Welt, durch blinden Zufall fügt.
Verwegen, doch beschämt von eigener Empfindung,
Verwirft dein kühner Mund die weiseste Verbindung
Der Zwecke ohne Zahl, nach welchen alles zielt,
Der ewgen Ordnung Macht, die unverletzt befiehlt,
Der jedes Wesen folgt; doch laß uns Gründe hören,
Und höre auf, uns nur mit Träumen zu beschweren.
Ist nicht ein jeder Satz, auf dem dein Lehrbau steht,
Von unsrer Gütigkeit erzwungen und erfleht?
Sprich, woher ist die Schaar unzählicher Atomen,
Die keinen Ursprung kennt, zu stetem Seyn gekommen?

Findt sich in ihnen selbst ein Keim der Wirklichkeit,
Der ohne fremde Kraft, im Schooß der Ewigkeit,
Durch innres Leben sproßt? Nein, was sich selbst umgränzet,
Besitzt die Stralen nicht, womit die Gottheit glänzet:
Ein unbelebter Staub, dem innre Form gebricht,
Den nichts vollkommnes schmückt, erhält sich selber nicht!
Doch woher kömmt der Stoß, der von der ersten Richtung
Den Urstoff weichen heißt? Mit unbesonn'ner Dichtung
Läßst du von ungefähr das größte Werk geschehn,
Und dein ätherscher Gott hat nichts als zuzusehn.
Wenn hat der Sturm versucht den sterbenden Gefilden
In Zara, Florens Pracht zephyrisch anzubilden?
Wenn er mit toller Wuth in holen Wüsten zischt,
Den Sand zum Meere macht, und Erd und Himmel mischt.
Wenn hat sein Blasen je im Staub, mit dem er spielet,
Ein Werk, das deinem gleicht, o Phidias, erwühlet?
Wo Kunst und Symmetrie durch holde Nachbarschaft
Der schönen Glieder Bau noch neuen Reiz verschafft;
Der Haare dunkles Braun wirft angenehme Schatten
Auf ihren Nacken hin, wo weiß und roth sich gatten;
Der schwarzen Augen Glanz, aus dem, mit Ernst vereint,
Ein Blick voll Majestät und holder Anmuth scheint;
Der Stirne hohe Pracht, mit Heiterkeit gezieret,
Um die das weiche Haar sich unvermerkt verlieret;
Der Augenbraunen Reiz, die, unnachahmlich schön,
Von Gratien bewohnt, sich um die Augen drehn;
Der allerliebste Mund, der uns zum Küssen zwinget:
Sieh, wie dem Künstler dieß so reizend schön gelinget?

Allein, wenn hat es je dem blinden Fall geglückt,
Daß er, wie Phidias, die Weisen selbst entzückt?
Wenn hat in Baumanns Gruft durch ungefähres Stoßen,
Sich eine Knidia aus weichem Stein gegossen?
Doch was ist jenes Werk, das aller Griechen Blick
Mit Rührung auf sich zog, Praxitels Meisterstück
Nur gegen einen Staub, aus dem die Pflanzen sprossen,
Wo unergründlich klein, von mancher Haut umschlossen,
Die künftge Bluhme liegt, geformt, doch unbelebt,
Aus tausend Fäserchen mit weiser Kunst gewebt.
Unzählbar ist vor uns die Menge zarter Nerven,
Von der den Schatten kaum ein Damm uns kann entwerfen,
Und die nach dem Gesetz, das in den Wesen liegt,
Die wirksame Natur unendlich schön gefügt.
Doch was ist dieser Punct? Miß ihn mit seiner Erden,
Miß diese Himmeln an, sie wird zum Staube werden!
Die schafft dein Ungefähr? Ein ordnungloser Lauf,
Der häuft dir Welt auf Welt und Zweck auf Zwecke auf?

So schwärmt ein Epikur der Wahrheit kühn entgegen,
Und stürmt den Felsen an, den er nie wird bewegen.
Du, großer Polignac, du Krone unsrer Zeit,
Hast seiner Stäubchen Schaar ins Leere längst zerstreut,
Und dieses selber weicht der Wirklichkeiten Reiche;
Der Garten Epikurs verwächst in wilde Sträuche,
Mit denen ungestraft der rauhe Nordwind spielt,
Und wo kaum hie und da ein scheuer Hase wühlt.

Mit

Mit gleicher Raserey und größerm Muth zum Siegen,
Setzt Strato Schluß auf Schluß, die Gottheit zu bekriegen:
Wie der Titanen Heer, von neuer Wuth durchstürmt,
Dem wolkichten Olymp den Ossa überthürmt;
Man hört ihr Feldgeschrey den Himmel schon durchschallen,
Zevs sieht sie lächelnd an, und heißt die Berge fallen.

Im Innern der Natur liegt die geheime Kraft,
(So spricht er) die durch sich der Dinge Bildung schafft.
Kein Geist beherrscht die Welt, und bringt aus weisem Wählen
Vollkommenheit hervor, und heißt das Böse fehlen.
Nein, ein Maschinentrieb, den kein Verstand erhält,
Bestimmt durch manches Rad die Aendrungen der Welt.
Im Schooß des ewgen All, wohin kein Blick kann dringen,
Sproßt, warm von eignem Feur, der Keim von allen Dingen,
Die Zeit hilft der Natur, und säugt was die gebahr,
So wächst und blüht und reift, was kaum ein Unding war:
Doch bald wirds wiederum von jenem Schlund verschlungen,
Aus dessen düstrer Nacht es kaum hervorgedrungen.
Wie dort aus toller Sucht, die keine Zeit gehört,
Saturns grausamer Zahn die zarte Frucht verzehrt,
Die Thea ihm gebahr, das Bild von späten Söhnen,
Und sein selbsteignes Fleisch knirscht unter seinen Zähnen:
So schlingt auch die Natur mit unbegriffner Wuth
Ihr eignes Fleisch in sich, und säuft ihr eigen Blut.
Ihr immer schwangrer Schooß hört nie auf zu gebähren,
Nie ihr Harpyen-Maul sich selber zu verzehren.

So raast er, und so hat, zur Schande seiner Zeit,
Des Lampsaceners Traum Spinozens Witz erneut.
Ihr unerleuchtet Haupt, wo mit feindselgem Lärmen
Gedanken ohne Licht in trüber Mischung schwärmen,
Trennt was zu binden war, verknüpfet ohne Wahl,
Gesellt das Schaf zum Wolf, den Strauß zur Nachtigall.
Mit ungesalznem Spott verlacht ihr höh're Lehren,
Und zwingt das müde Ohr stets einen Ton zu hören.
Nichts, sprecht ihr, wird aus Nichts, die Welt muß ewig seyn,
Wie Gott aus Nichts sie schafft, das sehen wir nicht ein:
Drum ist Gott selbst die Welt; des ewgen Stoffs Gestalten
Sind keine Wesen nicht, die sich durch sich erhalten;
Nichts, was die Sinne trifft, besteht durch eigne Kraft,
Die Kraft der ganzen Welt ists, welche alles schafft.
Betrogne! euer Schluß fällt auf euch selbst zurücke,
Und der verirrte Fuß fängt sich selbst in dem Stricke,
Der uns geleget war; der richtige Verstand
Des Spruchs, auf den ihr trotzt, ist euch ganz unbekannt.
Das gränzenlose Reich, worinn die Wesen schweben,
Kennt nur ein einzig Seyn, das durch sich selbst kann leben,
Es hängt von niemand ab, von keinem Ding beschränkt
Wird sein vollkommner Will nur von ihm selbst gelenkt.
Kein Flecken weis den Glanz der Stralen zu verdunkeln,
Die ohne Aenderung in seinem Antlitz funkeln.
Der andern Wesen Schaar, und die nennt man die Welt,
Wird durch verschiednen Grad von Häßlichkeit verstellt.
Dem Besten fehlet was; die Schönste aller Nymphen
Findt noch verhaßten Grund, die stille Fluth zu schimpfen,

Die

Die ihr ihr reizend Bild mit kleinen Flecken weist.
Nichts ist hier ohne Grad, der allerhellste Geist
Sieht Stuffen über sich, die er noch nicht erstiegen,
Der Sohn des Glückes selbst fühlt Unlust beym Vergnügen.
Wer so in seiner Brust das sichre Merkmaal trägt,
Daß eine fremde Kraft sein träges Wesen regt,
Wie kann der ewig seyn und keine Ursach kennen?
Wer ist ein solcher Thor, das einen Gott zu nennen,
Das nie bleibt was es war, dem immer was gebricht,
Was es noch werden wird, das mit dem Nichts stets ficht?
Hier zeigt der Irrthum sich, dem ihr wünscht zu entgehen:
Kann auch ein endlich Ding aus eigner Kraft entstehen?
Muß zwischen dem was wirkt und was aus jenem fließt,
Nicht ein Verhältniß seyn, das dieß an jenes schließt?
Wird auch aus eigner Kraft ein träger Baum sich zimmern?
Kann ohne Phöbus Glanz Aurorens Purpur schimmern?
Schmückt sich wohl von sich selbst und ohne Titans Stral,
Der alle Saamen zeugt, das bluhmenreiche Thal?
Heißt dieses nicht dem Nichts die Gottesmacht gewähren,
Aus seiner kalten Schooß, die Welten zu gebähren?
Viel leichter können dort Amphions Harmonien
Des stolzen Thebens Maur aus Schutt und Steinen ziehn:
Viel eher bilden sich Dionens schöne Glieder
Aus dem fruchtbaren Schaum, mit zeugendem Gefieder
Von dir, o West, belebt; als daß aus eigner Kraft,
Das ist, von ungefähr, Spinozens Welt sich schafft.
Willt du die Gottheit noch von deinem Ganzen trennen:
So mußt du überzeugt, zu eigner Schmach, bekennen,

Daß

Daß in dem Wahngebäu, das du aus Sand geführt,
Des nahen Falls gewiß, aus Nichts das Etwas wird.

Dieß ist der falsche Fels, den beyde nicht vermeiden,
Leucipp und Strato muß hier gleichen Schiffbruch leiden.
Was ist Nothwendigkeit, die kein Verstand bestimmt?
Was der Atomen Schaar, die in dem Leeren schwimmt,
Bald von der Richtschnur weicht, sich ohne Ordnung dränget,
Und wie der Zufall will, sich an einander hänget?
Ein Wort, das keinen Sinn in seine Töne schließt,
Und, wie des Freygeists Hirn, leer am Verstande ist.

So, Herr! verlieren sich in ihren eignen Wegen,
Die die verwegne Hand an deine Krone legen!

Hoch über jener Schwarm, die sich von ihr entfernen,
Sitzt mit entwölkter Stirn die Weisheit bey den Sternen,
Und dringt mit freyem Blick, so heiter als ihr Sinn,
Durch aller Welten Raum zum Thron der Gottheit hin.
Ein nie versiegter Strom von unverfälschtem Lichte
Umfließt den heil'gen Ort; kein sterbliches Gesichte
Trägt den ätherschen Glanz, in dessen stiller Fluth
Ein ungezähltes Heer verklärter Wesen ruht.
Hier fühlet man dein Seyn, o Herr der Seraphinen,
Hier stralest du sie an, hier schenkest du dich ihnen;
Satt von Ambrosia, befreyet von Begier,
Vergessen sie die Welt, und sehn sie nur in dir.

Was

Was sonst ihr Auge sah in schwächern Spiegeln glänzen,
Sieht es im Urbild iezt, und sieht es ohne Gränzen.
So weit dringt nicht mein Geist, doch zeigt ihm Welt und Zeit
Den mächtigsten Beweis von deiner Göttlichkeit.
Ja selbst in seiner Brust findt er von deinen Zügen
Ein unauslöschlich Bild in zartem Abdruck liegen.
Kaum blickt er in die Welt, kaum rühret seinen Sinn
Die Pracht der Creatur, so findt er dich darinn.
Ein unbekannter Zug, zu stark zum widerstehen,
Verknüpft unendlichschnell die größesten Ideen
In seiner Bildungskraft, der Seele Vorrathshaus,
Und schmückt mit hohem Glanz dein göttlich Bildniß aus.
Dieß Zeichen deiner Macht, die alle Wesen reget,
Hast du von Ewigkeit den Geistern eingepräget. —
Der dumme Samojed, der wilde Hottentott,
Fühlt was von diesem Trieb und ehret einen Gott;
Ein schwacher Riß von dir wird ihn dein Daseyn lehren,
Nur mangelt ihm die Kraft ihn selber aufzuklären;
Weil er im dunkeln Bild dich selbst nicht sehen kann,
So bethet der ein Holz und der den Monden an.
Dieß ist der innre Trieb, der, tief in uns gesenket,
Mit dringender Gewalt die Herzen zu dir lenket,
Den selbst ein Cremonin, mit ängstlichem Verdruß,
Zu oft für seine Ruh, im Busen fühlen muß.
Vergebens sucht er ihn mit trügerischen Gründen,
Und manchem kühnen Schluß aus seiner Brust zu winden.
Kein Bildniß von Porphyr trotzt mehr dem Zahn der Zeit,
Kein Eichbaum steht so fest, und lacht des Nordwinds Neid,

Als, von ihm selbst geprägt, des Schöpfers Eigenschaften,
Und sein ursprünglich Bild in unsrer Seele haften.
Vergebens sprichst du hier, der du uns tadeln willt,
Die Dichtungskraft allein entwerfe dieses Bild,
Und wisse aus dem Stoff von so viel Trefflichkeiten,
Die sie in eines häuft, gar leicht das zu bereiten,
Was, nach der Weisen Lehr, aus höh'rer Wirkung fließt
Und von des Schöpfers Hand ein bleibend Denkmaal ist.
Erforsche nur die Art der flüchtigen Ideen,
Die durch die muntre Kraft der Phantasie entstehen,
Ein einzig Beyspiel macht den Unterschied uns klar.
Erträum' ein Ungeheur, wie jenes etwa war,
Das uns Horaz gemalt; der Kopf gleicht einem Weibe,
Und reizt mit holdem Blick; am schuppenreichen Leibe
Schlägt ein Delphinenschwanz; mit Federn ausgeschmückt
Ist noch ein Pferdehals den Schultern angeflickt.
Dieß Werk der Phantasie wen hat es je gerühret
Und durch geheimen Zwang zu glauben überführet?
Dieß thut mit stiller Kraft das angebohrne Bild,
Das der vollkommne Geist in unsre Brust gehüllt;
Uns treibt ein süßer Zug, so bald wir nur empfinden,
Daß es sich in uns regt, es auch gewiß zu finden;
Mit innerm Widerspruch hat Strato es verlacht,
Sein eignes Herz trägt stets die Spur der höchsten Macht.
Nie drückt ein bloßes Spiel der Mutter der Erfindung
Sich so in unser Herz; die neigende Empfindung,
Die bey der Gottheit Bild uns herrschend zu ihm führt,
Ruft mit geheimem Ton: ein Gott ists, der mich rührt.

Ein Gott ist es, durch den ich aus dem Nichts gedrungen:
So ruft die frohe Welt mit Millionen Zungen;
So stimmt in meiner Brust dem jauchzenden Geschrey
Der ewgen Schöpfungen ein stiller Zeuge bey.
Du bist, Unendlichs Seyn, das keine Größe misset,
Meer von Vollkommenheit, das immer überfließet,
Aus dem ein ewger Strom geschaffne Wesen tränkt,
Und sich doch unverzehrt in dich zurücke senkt.
Du bist des Guten Quell, die endlichen Gemüther
Flieht deine Seligkeit, du Ursprung aller Güter;
Nein, kein gemeßner Geist faßt die vollkommne Lust,
In deren Fülle du die Ewigkeit durch ruhst.
Kein fremdes Wesen kann die reinste Wonne mehren,
Die du aus dir nur schöpfst, du kannst der Welt entbehren,
O lehre selber mich, mein Ohr ist dir geweiht,
Den schöpferischen Grund von unsrer Wirklichkeit.

Wie dorten jene See von Glanz-erfüllten Wellen
Sich nicht enthalten kann die Wirbel zu erhellen,
Die ein nie müder Schwung um sie zu fließen drängt;
Der schattichte Planet, der dort ihr Licht empfängt,
Begierig in sich schluckt, und die geborgten Stralen
Auf kleinre Welten schießt, weis ihr es nicht zu zahlen;
Ganz unbesorgt, wer ihm die holde Wärme leiht,
Empfängt er bloß von ihr der Saamen Fruchtbarkeit;
Sie freut sich, ihre Glut der Welt umsonst zu geben,
Und flößt in die Natur ein allgemeines Leben.

So ist die Gottheit auch, (doch mit Vollkommenheit)
Zum Heil der Creatur, in steter Wirksamkeit.
Kann sie unendlich seyn und nichts von Schranken wissen,
So lang im kalten Nichts die Wesen schlummern müssen?
Nein, der Vollkommenste kann ohne uns nicht seyn,
Und sein Begriff schließt auch des Vorwurfs Daseyn ein,
Der Kräfte weites Reich läßt sein Verstand ihn sehen,
Hier liegt der Welten Stoff in ewigen Ideen,
Ein ungezähltes Heer erfleht die Wirklichkeit,
Die Güte höret sie und wallt vor Zärtlichkeit,
Die Macht flößt ihre Kraft in die glückselge Wesen
Und stellt der Liebe dar, was der Verstand erlesen.

Dieß ist der sichre Grund, auf den zu aller Zeit
Der Preis der edlen Schaar, die sich der Weisheit weiht,
Die Ewigkeit der Welt und ihrer Daur gegründet,
Die ein nothwendig Band an ihren Schöpfer bindet.
Der Führer jenes Volks, das Gott sich auserwählt,
Singt uns der Welt Geburt, vom höchsten Geist beseelt,
Sucht, wie ein Philosoph, durch tiefgeholtes Wissen,
Das Innerste der Welt den Menschen aufzuschließen,
Die leidt die Absicht nicht: Genug, daß uns sein Licht,
Zum Endzweck sattsam hell, die düstre Nebel bricht,
Wodurch die Weisen selbst, tiefsinnig sich zu irren,
Im eignen Lehrgebäu, sich, wie Dädal, verwirren.
Mit ungekünstelter und göttlich=hoher Pracht
Erzählt sein heilger Mund, wie, aus des Abgrunds Nacht,

Dem

Dem Stoff, der bloß von Gott die Wirklichkeit gesogen,
Des Schöpfers kräftig Wort die Welt hervorgezogen,
Nicht, weil der ewge Geist, der Leben in uns blies,
Erst in meßbarer Zeit das Unding werden hieß,
Nein, bloß den alten Wahn der Weisen zu verdringen,
Der den vermischten Stoff von unbelebten Dingen
Durch sich läßt ewig seyn und Gott entziehen will;
(So lehrte schon ein Theut am vierzehnmündgen Nil,
So hat den Magiern ein Zerdusht vorgesungen)
Dieß ist der Irrthum bloß, den Moses hat bezwungen,
Der, da er uns beschreibt, wie unsre Welt entstand,
Die Kette nicht zerreißt, die sie an andre band.
Er will dem dümmsten Volk erhabne Lehren zeigen.
Muß nicht sein heilger Kiel sich zu der Schwachheit neigen?
Und wie? Kein Leibnitz selbst begreift, wie Gott die Welt
In ewger Wirklichkeit unmittelbar erhält.
Drum kann, wer die Geburt der Welten will besingen,
Nicht ins Unendliche der Ewigkeiten dringen,
Er setzet das zum Punct, was stets unmeßbar war,
Und dichtet eine Zeit, in der das Nichts gebahr.

So fällt der Widerspruch, den aus den heilgen Büchern
Man unsrer Wahrheit macht, die hundert Gründe sichern.
Ein Wesen, das stets wirkt und stets mit gleicher Kraft,
Das keinen Wechsel leidt und nicht bald ruht bald schafft,
Und dessen Tugenden, die wir verwägen trennen,
In stetem Ausfluß sind und keinen Zuwachs kennen,

Wie soll dieß ewig ruhn? liegt es an seiner Macht,
Daß es ganz unwirksam Aeonen zugebracht?
Wie? oder an der Huld? misgönnt er uns das Leben,
Das seine Allmacht uns von Ewigkeit kann geben?
Ohnmächtig seufzt die Welt ins öden Nichtes Grab
Um Kraft und Wirklichkeit, und Gott schlägt ihr es ab!
So, Liebe, so darf dich ein niedrer Erdwurm kränken,
Und doch läßt du nicht ab mit Segen ihn zu tränken!
Die höchste Macht ist nicht wie die Vermögenheit
Des Weisen von Stagyr zum Wirken bloß bereit,
Die schlummernd warten kann, bis, durch die Zeit erreget,
Was vorher nur geglimmt, itzt volle Flammen schläget:
So wie ein schneller Strom, von Dämmen eingeschränkt,
An den verhaßten Wall beschäumte Wellen drängt;
Er bäumt die wilde Fluth, stürmt in die Felsenstücke,
Bespritzt die Wolken selbst, und rauscht gepeitscht zurücke.
Doch endlich weicht der Schutt dem nie ermüdten Stoß,
Die Steine trennen sich, der Pfäle Band wird los,
Erfreuet fühlt der Fluß die festen Eichen wanken,
Und bricht mit neuer Kraft durch die verdroßnen Schranken.
Nichts hemmt mehr seinen Lauf, ja selbst vom nahen Hayn
Reißt er die Wurzeln aus, und stürzet Berge ein:
So zwingest du die Macht, durch die die Welt entstanden,
Die unumgränzte Macht mit ungeschickten Banden.
Dir kämpft Gott mit dem Nichts, und erst nach langem Streit
Weicht es, und mit Verdruß, der neugebohrnen Zeit.
Vergeblich suchst du dich mit schlecht-erfundnen Gründen,
Vom Vorurtheil geschminkt, dem Vorwurf zu entwinden,

Du sprichst nicht ohne Schein: die Schuld, daß die Natur
Nicht ewig dauern kann, trägt bloß die Creatur.
Der Wesen Schranken sinds, die ihren Schöpfer hindern,
Und die Unmöglichkeit kann seine Macht nicht mindern.
Hebt dieß den Einwurf auf? O nein! noch wankt er nicht,
Nur wenig Achtsamkeit zeigt dieß im hellsten Licht.
Das Wesen jeder Kraft strebt, wie uns Leibnitz lehret,
(Dem keinen kühnen Blick die Wahrheit je verwehret,)
Nach steter Thätlichkeit; sie kennt den Schlummer nicht,
Und überhebt sich nie der aufgelegten Pflicht.
Doch fehlt ihr was zum Seyn, das sie sich selbst nicht giebet,
Die Gottheit kanns allein; und weil sie göttlich liebet,
So haßt sie den Verzug. Heißt das nicht Grausamkeit,
Und solche Grausamkeit, die selbst ein Cajus scheut,
Den Wesen, welche bloß von unsrer Güte hangen,
Und die mit Aengstlichkeit beglückt zu seyn verlangen,
Die, wider die Natur, die sie zum Seyn gerüstt,
In kalte Todtengruft ein finstrer Kerker schließt,
Was sie so sehr erfleht, die Wirklichkeit versagen?
Gott ist kein Ariman, und liebt nicht unsre Klagen.
Und endlich, lehrt uns nicht der Offenbarung Licht,
Geschärft durch die Vernunft, die jener Glanz nie bricht,
Daß einst die Geisterwelt, nebst der verklärten Erden
Und Himmeln höhrer Art, soll unvergänglich werden?
Ist dieß kein Widerspruch? leidt dieß die Endlichkeit?
Ja; doch vielleicht schränkt sichs nur auf die Art von Zeit,
Die einen Anfang zwar, allein kein Ende kennet?
So schwärmt ein Kranker kaum, wenn ihn das Fieber brennet.

Was hat der für ein Bild von dem was ewig heißt,
Der, mit scholastschem Zahn, in Theile es zerreißt?
Kann etwas ewig seyn, das einmal angefangen?
Und endlich, giebt uns dieß nicht zu, was wir verlangen?
Kein Widerspruch verbeuth, daß das ohn Ende sey,
Was innre Schranken fühlt; hierinn stimmt man uns bey,
Das Beyspiel zeigt es klar; Was ohne End kann währen,
Kann es, durch gleichen Grund, des Anfangs nicht entbehren?
So flieht das Vorurtheil die Wahrheit, die es sieht,
Wie ein entzündter Mond den nahen Brennpunct flieht.

Die Welt fing niemals an, und nie wird sie sich enden,
Von Ewigkeit liegt sie in ihres Meisters Händen;
Durch seine Kraft bewegt, die ewig wirken muß
Und stets in gleichem Maaß und ohne Zeit und Fluß.
Die Gottheit leidet nichts durch diese weise Lehren,
Die ihren ewgen Preis nicht schmälern, sondern mehren.
Die Welt ist ewig zwar, doch ihre Währung ist
Nur eine stete Zeit, die ohne Ende fließt;
Die Kraft die ewig schlägt in den umschränkten Dingen,
Weicht stets aus ihrem Gleis, um höher sich zu schwingen.
Nie bleibt sie was sie war und ist nicht was sie wird,
Stets hofft sie einen Tag, der sie noch schöner ziert.
Dich aber, Herr der Welt, fliehn Wechsel, Grad und Zeiten,
Du unbegreiflichs Meer von gleichen Stetigkeiten
Bleibst ohne Aenderung, wie du dich stets gezeigt,
Indeß daß unsre Kraft auf ewger Leiter steigt.

Auch Welten trifft der Tod, der Sonnen Glanz verlischet,
Wie eine Bluhme welkt, die lang kein Thau erfrischet,
Du bleibest nur allein in gleichem Alter stehn,
Kein neuer Himmel wird dich jemals größer sehn.

So lehrt uns die Vernunft die Welt mit Gott verbinden,
Und wer wird nicht die Macht der Wahrheit hier empfinden,
Der Wahrheit, welche schon mit Platons Beyfall prangt,
Und dich, Origenes, zum sichern Schutz erlangt?

Die Welt ist Gottes Werk und daurt durch ewge Zeiten,
Dieß, Muse, war bisher der Vorwurf deiner Saiten;
Doch wie ist sie gebaut? Verräth auch ihre Pracht
Die Weisheit, die sie schuf, und ihres Schöpfers Macht?
O Göttinn, stärke mich, da ich den Wahn bestreite,
Den schon der Perser hegt', und Manes Schwarm erneute,
Und, Bayl, dein scharfer Geist durch neue Zweifel speist,
Ob dein zweydeutger Kiel ihn gleich verachten heißt.

Die Mängel dieser Welt, die, gleich den Sonnenflecken,
Nur den geringsten Theil des Glanzes uns verstecken,
Verführten jederzeit der blödern Geister Schwarm.
Von Dummheit aufgebläht, an reifem Wissen arm,
Zu klein, die edle Pracht der Ordnung zu bemerken,
Die nur die Augen rührt, die sich mit Weisheit stärken,
Nennt der Verwägne schlimm, was er nicht richtig sieht,
Weil ihm ein falscher Dunst die Augen überzieht.

Wie eine Fliege, die dort am Colossus hänget,
In ihren Horizont nur wenig Puncte dränget,
Ihr kurzer Blick, der sich in enge Zirkel schließt,
Und kaum acht Linien vom ganzen Bilde mißt,
Zeigt ihr nichts von der Pracht, die Griechenland entzückte,
Und ihres Meisters Preis dem flüchtgen Ruhm entrückte;
Der Glieder Symmetrie, der Augen Majestät,
In welchen Zevs ganz lebt, die Hand die Blitze dreht,
Der ganzen Stellung Pracht, flieht ihrer Augen Schwäche,
Und nur zu Fehlern scharf, entdeckt sie auf der Fläche,
Die ihre Füße trägt, des Marmors Rauhigkeit,
Der ihr ein Felsen dünkt, mit Zacken überstreut;
So schränkt die Dummheit auch die neblichten Ideen
In einen engen Raum; das Ganze übersehen
Ist größrer Geister Werk; das allgemeine Band,
Das alle Theile hält, das bleibt ihr unbekannt.
Drum findt sie alles voll unendlichkleiner Mängel,
Und wünscht, aus Unverstand, statt Würmer lauter Engel,
Klagt, daß Carpathens Fels nicht bunte Tulpen bringt,
Und Philomele nicht nach Grauns Gesetzen singt.
Allein der Weise lacht des eingebildten Klugen,
Er kennt des Ganzen Bau, und aller Theile Fugen;
Er hat den wahren Stab, der ihre Größe mißt,
Und findt so viele Pracht, daß er den Fehl vergißt.

Aus jenem trüben Quell, von Leim und Sand geschwollen,
Ist bis auf unsre Zeit ein tödtlich Gift gequollen.

Statt mit besorgter Müh der Wahrheit nachzugehn,
Bleibt der verdroßne Fuß stets auf der Gränze stehn;
Mit Träumen speist man sich, die das Gehirn verwirren,
Und ist bey sich erfreut, so angenehm zu irren.

In einem tiefen Wald, bey Baktrens stiller Flur
Verliert sich ein Zerdusht im Forschen der Natur.
Die dick=belaubte Nacht umschatteter Gefilder
Führt den einsamen Sinn auf schreckenvolle Bilder,
Er forscht dem Uebel nach, das alle Menschen plagt,
Und mit geschärftem Zahn an unsren Herzen nagt.
Auch den der Purpur deckt, den nur ein Thor begehret,
Verläßt der Kummer nie, der seine Lust verzehret,
Der Glanz, der ihn umgiebt, blendt nur des Pöbels Wahn,
Und streicht mit schwachem Schein ein prächtig Elend an.
Wir nähren tief in uns den Keim zu steten Plagen,
In unsre Brust hat er die Wurzel eingeschlagen,
Die das durchdrungne Herz mit tausend Adern füllt,
Und die du selbst umsonst, o Weisheit, tilgen willt.
Der Geist sieht, traurend, sich in träge Fessel schließen,
Sein schwacher Nachen wird vom Strom dahin gerissen;
Der Sinnen größte Lust vergällt der Ueberdruß,
Und Tantals Hunger nagt uns mitten im Genuß.
Uns trüget ein Gespenst, ein reizend Schaugerichte
Quält unsern trocknen Gaum und schmeichelt dem Gesichte,
Wie dort Kreusens Bild sich dem Aeneas zeigt,
Und sein bekümmert Herz mit falscher Hoffnung säugt;

Dreymal streckt er den Arm nach dem geliebten Schatten,
Dreymal enzieht er sich dem Kuß des bangen Gatten:
So flieht die Seelenruh, das niemals feste Ziel
Betrogner Geister, den, der sie umarmen will;
Hingegen schwärmet stets ein Heer von blassen Sorgen
Bey jedem Tritt um uns, und ängstigt uns auf Morgen;
Umsonst wird der Verdruß durch jetzge Lust verscheucht,
Er ist dem Parther gleich, und sieget, wenn er fleucht.
Kaum scheinet er zu fliehn, so kömmt er stärker wieder,
Und schwingt um unser Haupt sein trauriges Gefieder.

Aus gleichem Anblickspunct sieht unser Zeradusht
Die allgemeine Noth, die Folter unsrer Brust,
Und sinnt der Ursach nach, erstaunt, in deinen Werken,
Gebrechen ohne Zahl, o Mithra, zu bemerken.
Nein, ruft er endlich aus, erbarmensvoller Gott!
Du lebest nicht von Blut, und suchst nicht unsern Tod.
Ein boshaft Wesen ists, das uns das Seyn misgönnet,
Sein Herz ist stetes Feur, wo Zorn und Rache brennet
Und dunkle Flammen speyt; es nährt mit unserm Blut,
Gleich einem fetten Oel, die unglückselge Glut.
Der Seufzer feuchten Ton liebt er weit mehr zu hören,
Als jene Harmonie der musikalschen Sphären,
Die, Mithra, dich vergnügt. Von ihm stammt alle Noth,
Die uns bis zum Beschluß des bangen Lebens droht,
Und nur dem Tode weicht, der unsern Jammer kürzet,
Ach! aber gar vielleicht in ewgen Schlummer stürzet.

So

So schließt der Perser Theut, und findt in den Geschichten
Des grauen Alterthums, umnebelt von Gedichten,
Was seine Meynung stärkt; der Celten Ueberfall,
Und Hermanns strenge Faust, der Horomasden Quaal,
Ließ noch im Orient die blutge Spuren sehen,
Und schien dem neuen Wahn mit Nachdruck beyzustehen:
So heckt des Weisen Witz, und die Unwissenheit
Des Volks, den Irrthum aus; genähret von der Zeit
Wächst er, und schützet sich mit seiner Priester Zungen.
Nun hat das Alterthum den Beyfall ihm erzwungen,
Den ihm, bey der Geburt, des Pöbels Leichtsinn gab:
So blüht der Lügen Reich, und auf der Wahrheit Grab!

Zwey Wesen ehrt und scheut, mit ganz verschiednem Triebe,
Das heiße Persien. Das eine macht sich Liebe,
Es pflanzt in unsre Brust der Tugend Saamen ein,
Und pflegt die zarte Frucht mit warmem Sonnenschein.
Das andre gleicht der Nacht; mit kalten Finsternissen
Hemmt es der Stralen Kraft, die vom Hormasdes fließen.
Ein ewger Zweykampf theilt der Himmelsgeister Schaar,
Und nichts als unser Blut läuft dabey in Gefahr.
Das gute Wesen führt die unerfahrne Jugend,
Der oft die Unschuld schadt, den holden Weg der Tugend;
Sein zärtlich-ernster Blick folgt ihnen, wo sie ziehn,
Und kehrt die Dornen selbst in lieblichen Jesmin.
Hingegen Ariman, verschlagen, uns zu kränken,
Hört niemals auf, an Stoff zu unsrer Pein zu denken.

Jtzt lockt er uns mit List in reizender Gestalt.
Ein liebenswerther Feind hat zehnmal mehr Gewalt,
Als, der die Waffen zeigt, die unserm Leben drohen;
Wie leichtlich ist man nicht des Würgers Hand entflohen?
Allein ein schöner Feind, der uns entzückend küßt,
Alkmenens Sohn! du weißsts, wie er gefährlich ist!
Durch diese List ist es dem Wütrich oft geglücket,
Daß seine Zauberey ein zärtlich Herz bestricket.
Kein Proteus wendt so oft die trügende Figur;
So vielfach sah dich nicht der spröden Dryas Flur,
Vertumnus, bis zuletzt, mit schmeichlerischen Falten,
Du, durch ein graues Weib, die süße Gunst erhalten.
Verwundernd, fühlte bald Pomona bey dem Gruß,
So gut du dich verstellt, den gar zu frischen Kuß.
So küßt kein alter Mund, dem Kraft und Feur entgangen.
Doch plötzlich sieht sie sich von weicherm Arm umfangen,
Die Runzeln glätten sich; zu schwach zu längerm Krieg
Fühlt sie, mit falschem Zwang, des holden Feindes Sieg.
So zeigt sich Ariman, den Endzweck zu erhalten,
(Sein Spiel ist unser Tod) in mancherley Gestalten,
Von jedem Vorwurf nimmt er Farb und Bildung an,
Und trügt zu einer Zeit verschiedner Seher Wahn.
Nach unsers Herzens Form weis er sich schnell zu drücken,
Und andre Neigungen auch anders zu berücken.
Dianens Gürtel braucht er zu Calistus Weh,
Und regnet rauschend Gold in Schooß der Danae.
Ein ungezähltes Heer von unvorsichtgen Seelen
Bewog schon seine List, ein glänzend Weh zu wählen,

Zur Seiten lockt er sie durch tausend Wege ab,
Und führt mit süßem Schmerz sie ins verdeckte Grab.
Doch wenn sie noch bey Zeit die giftge List entdecken,
Vom Oromasd belehrt, so blitzt er aus dem Becken,
Und schreckt mit eitler Wuth, und doch nicht ohne Frucht,
Die er, durch flatternd Gold, umsonst zu blenden sucht.

Dieß ist des Uebels Quell, so träumet ein Zerduscht,
Und suchet außer uns, was, tief in unsrer Brust,
Aus ewgen Quellen rinnt. Verdient wohl eine Lehre,
Die so von Göttern denkt, daß sie ein Weiser höre?
Kann auch ein Wesen seyn, das die Vollkommenheit
Erkennt, und doch nicht liebt, und Lust und Schönheit scheut?
Wie thöricht ist es nicht, die Gottheit zu zerstücken,
Und unbeschränkte Macht den Teufeln anzuflicken?
O nein! ein beßrer Weg entwickelt unsern Fuß
Der irren Schwierigkeit, die noch, mit manchem Schluß,
Gelehrtes Niederland, dein Karnead vermehret,
Wenn er uns die Vernunft betrüglich schmähen lehret.
Dir, göttliche Vernunft, dir bleibt der Wahrheit Preis,
Nur wenn man dich verliert, weicht man vom ebnen Gleis;
Durch dich will ich die Macht geschärfter Zweifel dämpfen,
Und, vor die Gottheit selbst, das Vorurtheil bekämpfen.
Nicht eine Tyranney, die gar kein Grundsatz bindt,
Die nichts aus Regeln thut, die sie vollkommen findt;
Nein, deine Weisheit selbst, vollkommen gutes Wesen,
Soll uns, und ohne Schwerdt, den Knoten glücklich lösen.

Im ewigen Verstand der göttlichen Natur
Schwebt ein unendlich Bild der ganzen Creatur,
Von allen Schatten frey. Hier stehn in langen Reihen
Die Wesen, welche sich der Möglichkeit erfreuen.
Unendlich ist die Schaar, die ihren Platz hier hat,
Und, von dem öden Nichts, sich bis zur Gottheit naht.
Hier fehlet keine Kraft, kein wirksames Vermögen,
Kein Wesen, das sich selbst kann ändern und bewegen.
Dieß ist der Stoff der Welt! Der Weisheit schöpfrisch Licht
Hat ihn von Ewigkeit in Formen eingericht.
Sie hat der Wesen Schaar nach Aehnlichkeit verbunden,
Und jenes Grundgesetz der Ordnung ausgefunden,
Die jede Wirkung stets an eigne Ursach knüpft,
Und wehrt, daß die Natur nicht epikurisch hüpft.
Die kluge Symmetrie, die Schönheit in den Theilen,
Die durch verschiednen Weg den besten Zweck ereilen,
Dieß ist der Weisheit Werk, die der Erkenntniß Bild
Mit wohl vertheiltem Licht und schöner Ordnung füllt;
Der Mängel kleine Zahl schwindt bey des Guten Größe,
Und gleicht kaum einem Punct, den ich mit Sonnen messe.
Die Welt ist ja kein Gott; genug, daß ihre Pracht
Sie, nach dem Schöpfer selbst, zum höchsten Wesen macht:
Sie ist so groß und gut, als Gott sie kann bereiten,
Ein völliger Begriff von allen Möglichkeiten,
Und führt der Wesen Schaar, von Mängeln endlich rein,
Durch den bequemsten Weg in Schooß der Gottheit ein.

Ende des ersten Buchs.

Zwey-

Die Natur der Dinge.

Zweytes Buch.

Die Welt, dieß weite Reich beseelter Wirklichkeiten,
War den Substanzen nach, kein Werk gemeßner Zeiten,
Obgleich ein ewger Fluß die Form der Dinge treibt,
Und ihr verstärkter Lauf stets größern Kreis beschreibt.
Nein, wie uns die Vernunft im ersten Buch gelehret,
Hat stets ihr wandelnd Seyn dem Schöpfer gleich gewähret:
Sie hängt von seiner Macht, und zöge die sich ab,
So sänk' die ganze Welt ins Undings finstres Grab.
Doch wie wirkt diese Kraft? Wie weit wirds uns gelingen,
Ins Unerforschliche mit schwachem Blick zu dringen?

Der ältsten Weisen Schaar, vom Trismegist gelehrt,
Hat jenen Wahn gezeugt, den Platons Witz genährt,
Und Ammons Licht verstärkt, Jochaides verdunkelt,
Und das in Böhms Auror mit blassem Schein noch funkelt.

Ihr wolkichter Verstand, der jenen lautren Stral
Der Wahrheit noch nicht faßt, klebt an der Dinge Schal;
Wenn er Ideen sucht, die sich vom Stoff befreyen,
Gleich wird die Phantasie ihm ihren Pinsel leihen.
So wie ein fetter Dunst, gebläht vom sanften West,
Sich in die Höhe wagt und seinen Sumpf verläßt,
Er trotzt der Venus schon, gewiß, ihr bald zu gleichen,
Sucht er sich einen Platz in den gestirnten Reichen;
Doch da der Stolz ihn schwellt, wirft ihn die eigne Last,
Durch die zu dünne Luft zum niedrigen Morast.
So wagt sich ein Plotin in unbekannte Höhen,
Und wird nach tiefem Fall die Erde wieder sehen.
Der Irrthum dieser Schaar ergießt durch manchen Arm
Sein schlammicht Wasser aus. Des Cuttieers Schwarm
Läßt ein astralisch Licht das ganze All durchfließen,
Und Leben und Verstand in alle Wesen gießen.
Plotin macht Gott zum Meer, aus dem die Geisterwelt
Mit unterschiedner Art in lichten Strömen quellt;
Der Schaum, der diese Fluth, gleich einer Rinde, decket,
Ist der entseelte Stoff, der alles Uebel hecket.
Jochaids Misgeburt tiefsinnger Schwärmerey
Borgt vom Plotin den Grund zum seichten Lehrgebäu,
Das er rabbinisch schmückt mit morgenländschen Bildern;
In unermeßlichen ätherischen Gefildern
Wallt ein unendlich Licht, das kein Gestad umgränzt,
Und, frey vom dunkeln Stoff, die Ewigkeit durchglänzt.
Es hält, was durch die Zeit aus ihm hervorgeflossen,
Die Saamen aller Welt, in seiner Schooß verschlossen.

Der Erstling seiner Kraft geußt den empfangnen Schein
Mit ungleich reinem Licht in zehn Canäle ein,
Die immer weniger vom vorgen Glanze schmücket,
Je weiter sich ihr Lauf dem Mittelpunct entrücket.
Dieß ist die höchste Welt, das helle Aziluth,
Der unvermischte Strom aus der eusophschen Glut.
Mit etwas blasserm Schein gießt Briech ihre Stralen
Der Welt der Geister zu, die, in astralschen Schalen,
Ein dunkler Kleid, gehüllt, die finstre Unterwelt,
Den formenlosen Stoff, mit schwachem Licht beseelt.
Wie? Muse, schrecket dich das ungewohnte Rauschen
Barbarscher Wörter nicht? ich seh dich furchtsam lauschen,
Ob dich mein Vers nicht schont; satt von parnaßscher Fluth
Verschmäht dein zarter Gaum den Quell der Aziluth;
Und wenn du träumen willt, (auch träumen kann vergnügen)
So weis dich Morpheus ja viel schöner zu betrügen.

So zeugt der Irrthum sich in der fruchtbaren Schooß
Erhitzter Phantasie, und wird vom Beyfall groß:
Kaum tilget Herkuls Arm den hundertköpfgen Drachen,
Der immer sich ergänzt und droht mit neuen Rachen.
Du, Weisheit, dämpfest ihn, dein Stral zerstreut den Wahn;
Komm, Göttinn, zeige mir der Wahrheit sichre Bahn.

Die ganze Welt regt sich in thätigen Vermögen,
Die sich durch eigne Kraft verändern und bewegen.
Die innerliche Form, der Wesen Unterscheid,
Hängt bloß von dieser Kraft und ihrer Wirksamkeit.

Doch ist die Kraft nicht selbst das, was aus ihr entspringet,
So wenig Philomel das Lied ist, das sie singet.
Die Wirkung dieser Kraft, die ihr Geschlecht und Art,
Durch das, was sie gebiert, den andern offenbart,
Ist bey der Creatur in Grade eingeschlossen,
Und nie der Quelle gleich, aus welcher sie geflossen.
Allein des Schöpfers Kraft muß stets der Wirkung gleichen,
Und herrscht mit gleichem Arm in allen ihren Reichen.
Sie dauret, wie sie ist, und bleibt ihr eigner Grund,
Da uns hingegen stets in seinem finstern Schlund
Das wesenlose Nichts mit todten Schatten quälte,
Wenn nicht der Kräfte Quell die unsre stets beseelte.
Itzt zeigt sich unserm Geist das ewigfeste Band,
Das die Geschöpfe knüpft an die allmächtge Hand.
Durch sie lebt bloß der Trieb, der in den Wesen schläget,
Und, idealisch, die, die, körperlich beweget,
Obgleich die Aenderung der Kraft, die er beflammt,
Nicht von der Gottheit selbst, nein, von den Wesen stammt.
So bleibt der Schöpfer stets in gleicher Wirkung stehen,
Und schafft nie weniger, nie mehr, als sonst geschehen.

Auch hier betrügt uns oft die falsche Phantasie;
(Doch, sprich, du Zenon selbst, wen trügt ihr Ausspruch nie?)
Ein Alkamenes bildt mit schöpferischen Fäusten
Die Venus nur einmal, die alle Griechen preisten,
So bald, mit klugem Stahl behauen und gefeilt,
Die schöne Cypria aus seinen Händen eilt,

Gleich

Gleich ruht des Meißels Kunst und seine Wirkung steht:
Wenn durch empfangnen Trieb ein reges Uhrwerk geht,
So gleich kann es die Hand, die es gebaut, entbehren,
Und wird durch eigne Kraft die Räder zirkeln lehren.
So schließt die Phantasie, was schon geschaffen sey,
Besteh nun durch sich selbst, von fremdem Beystand frey.
Doch läßt ihr Gleichniß sich wohl auf den Schöpfer wenden?
Der Künstler giebt dem Stoff, der unter seinen Händen
Mit fremder Schönheit reizt, die ihm Cassandra leiht,
Nur eine neue Art der vorgen Wirklichkeit.
Er schuf ihn nicht aus Nichts: Allein, die Kraft der Wesen
Kann nie sich von der Hand des ewgen Schöpfers lösen;
Der Grund, warum sie nicht aus eigner Macht besteht,
Hört niemals auf zu seyn, so sehr sie sich erhöht;
Sie wird doch nie ein Gott! Und, was sie einst empfangen,
Muß, weil die Ursach daurt, beständig von ihm hangen.

O Muse! die du mich mit weisem Mund gelehrt,
Wie Gott der Wesen Kraft durch gleiche Wirkung nährt,
Entwölke mein Gesicht, und laß auf deinen Schwingen
Mich in das Heiligthum der höchsten Weisheit dringen,
Und zeige mir, wie Gott den besten Zweck erfüllt,
Und was das Muster war, wornach er uns gebildt.

Der Wesen Inbegriff soll seinen Meister preisen,
Und seine Herrlichkeit im schönsten Abdruck weisen:
Drum schafft Gott eine Welt, die seiner Huld genießt,
Und jenes Licht empfängt, das schaffend aus ihm fließt.

Dieß ist der Zweck, den uns die Wahrheit heißt bemerken,
Der Gottheit Ruhm ist bloß das Heil von ihren Werken.
Indem sie sich uns zeigt in ihrer Göttlichkeit,
Wird Lust und Seelenruh uns reichlich zugestreut.
Dieß ist der Felsengrund, der zween Colossen träget,
Auf deren sichres Haupt sich unser Lehrbau leget.
Der eine stützt den Satz: daß, was empfindlich ist,
Der Wesen volle Schaar, dieß Ganze in sich schließt.
Im andern gründet sich das Glück der Geistigkeiten,
Und der Begierden Kost, die Hoffnung beßrer Zeiten.
Ist der Geschöpfe Glück der Gottheit höchstes Ziel,
So flößt sein holder Arm Empfindung und Gefühl
In so viel Wesen ein, als, in der Möglichkeiten
Uneingeschränktem Reich, sich ihrer Hoffnung freuten.
Was hilfts dem todten Stoff, daß er den Geistern nützt,
Und, sich selbst unbewußt, in ihrem Mittel sitzt?
Kennt auch Appellens Bild den Reiz von seinen Zügen?
Wird es ein schmeichlend Glas, wie Sylvien, vergnügen?
Empfindt es jene Lust, die Phyllis Busen bläht,
Wenn der Bewundrer Schaar bezaubert um sie steht?
O nein! sich unbekannt, ergötzt es fremde Blicke,
Und schlägt mit taubem Ohr das eitle Lob zurücke.

Zwar hat das Alterthum ein Wesen stets miskennt,
Das bloß Ideen wirkt und ganz vom Stoff sich trennt;
Die Geister, denen es Empfindung beygeleget,
Sind von gestirntem Feur, das, da es sich beweget,

Gedanken, fühlend, zeugt, und unverweslich ist,
Weil, frey von trüberm Stoff, sein lautrer Lichtstrom fließt.
Auch unsre Zeiten hat der Irrthum noch beflecket,
Und aus dem alten Schutt sein stolzes Haupt gestrecket;
In Geister, welche sich vom Stoffe nie befreyn,
Flößt er sein schleichend Gift sanft und unmerklich ein.
Das Laster hofft durch ihn sich vor des Richters Blitzen
Und gegenwärtger Furcht und künftger Pein zu schützen.
Erfreut umarmt es ihn, und hilft umsonst sich mühn,
Ihm trüglich die Gestalt der Wahrheit anzuziehn.
O Thor! um, kurze Lust, und die kaum halb, zu schmecken,
Soll dich mit ewger Nacht des Todes Hügel decken:
Verachtend schmäht dein Sinn das Glück der Ewigkeit,
Und doch genießt er kaum die Hülsen von der Zeit!
Wie mühsam dringt der Held durch drohende Gefahren,
Um seine Lorbern einst mit dem Gestirn zu paaren?
Durch welch ein Leben kauft von Junons altem Neid
Alkmenens großer Sohn, was ein La Metrie scheut?
O Sklav! wie werth bist du, was du begehrt, zu haben!
O! könnten wir mit dir auch deinen Geist begraben!

Sprich, Göttinn, die du mich lukrezisch singen lehrst,
Und, durch den edlen Sporn des Ruhms, den Antrieb mehrst,
Der meinen Fleiß erweckt, in musikalschen Tönen
Der Wahrheit eignen Reiz, noch sinnlich zu verschönen:
Sprich, Muse, welche Schooß wirft dieses Unthier aus,
Und welch ein Herkules tritt es gestürzt in Graus!

Die, welche jederzeit den Irrthum zeugt und nähret,
Hat auch aus ihrer Brust den Wuchs der Brut gemehret,
Die ich bekämpfen will; Aus ihrem Bilderschatz
Schmückt sie sie reizend aus, und nimmt der Gründe Platz.
Fragt nur den Freygeist an, und dringt in ihn mit Gründen,
Kaum weis er zweiflerisch sich aus dem Netz zu winden.
Was, spricht er, stolz auf sich, denkst du beym Worte: Geist?
Ists nicht ein leerer Ton, der dich mit Unsinn speist?
Kann was entkörpert seyn, und ganz vom Stoff sich trennen?
Ist es nicht eben das, was wir das Leere nennen?
So schloß schon ein Lukrez, und, ohne roth zu seyn,
Stimmt, noch zu unsrer Zeit, manch falscher Weiser ein.
Man zweifelt, ob ein Geist, (nach eines Leibnitz Lehren,)
So eine große Zahl von Bildern kann gebähren,
Von Bildern, welche doch sein innres Wesen scheut,
Das keinen Sinn berührt, und Stoff und Dehnung meidt.
Und endlich, (dieses ist der Kern von ihren Schlüssen)
Wer sagt uns, daß vom Stoff wir alle Kräfte wissen?
Betrogne Sterbliche! vom unbegränzten All
Seht ihr den äußern Rand, die Schale, nicht einmal;
Und doch rühmt ihr getrost der Dinge Herz zu kennen,
Und wißt die Himmel selbst, wie Kircher, zu durchrennen.
O! kaum gewordnes Nichts! das jetzt ein kurzer Wind
Gleich einer Blase dehnt, die, wie sie ward, verschwindt.
O Thörichter! du willt in klippenvolle Tiefen,
Und ohne Steur und Mast und Stern und Nadel schiffen?
Viel leichter prüfte dort der ersten Schiffer Heer,
In heilger Fichten Bauch, das lang verschreyte Meer,

Die Nymphen sahn erstaunt in den beschäumten Gränzen
Ein fliegend Holz sich drehn und Schild und Harnisch glänzen.
Allein sie schützt ein Gott, Minerva führte sie,
Der Preis der göldnen Haut reizt' ihre Heldenmüh:
Du aber, schwacher Geist, wie kannst du dich erfrechen,
Und ohne Hülf und Licht die finstre See durchstechen?
Verwägen schließest du, der Stoff empfindet nicht,
Weil dir, es einzusehn, Verstand und Licht gebricht.
Ist das der lichte Geist, den ihr so sehr erhebet?
Der Stral von Gott, der einst sich selber überlebet?
Er zeugt sich mit dem Leib, fängt an mit ihm zu blühn,
Nimmt ab wie er, und ach! wie er wird er verfliehn.
Dieß ist des Dichters Schluß! der seinen Witz verschwendet,
Und nur ein schwaches Aug mit seinen Flittern blendet.
Hier ist ein weites Feld, wo sich die Dichtkunst weist,
Das leichte Frankreich trägt kaum einen muntern Geist,
Der hier den Witz nicht übt und die Vernunft verschmähet,
Und doch, da er sie schmäht, sich recht pyrrhonisch blähet:
Doch dichte immerhin, und wandle wie du willt
In ein belebtes Weib Pygmalions Marmorbild,
Du magst, nach deiner Art, mit Mährchen uns befriegen,
Du bäumest Verse auf, hier sollen Gründe siegen!

Du sprichst, der Stoff empfindt, er ists der in uns denkt,
Die Bilder nimmt, verwahrt, trennt und zusammenhängt,
Sich in die Formen geußt, die ihm der Körper giebet,
Und in uns wünscht und scheut und hofft und haßt und liebet.

Doch sage, da der Stoff unendlich theilbar ist,
Ob diese geist'ge Kraft aus allen Theilen fließt,
Von dem was in uns denkt, dieß mußt du uns bejahen,
Und deinen Satz zugleich dadurch dem Umsturz nahen.
Plotin hat längst für dich den starken Pfeil gespitzt,
Vor dem dein Lehrgebäu, kein Reim, kein Voltair schützt.
Denn sprich nur, ist das Bild, das jetzt dein Stoff empfindet,
In jedem Theile so, daß er's ganz in sich findet?
Ist dieß, so würde ja ein jeder Gegenstand,
Trotz dem was man erfährt, unendlich oft erkannt.
Du würdest, wie Orest, nicht nur zwo Sonnen sehen,
Unzählbar würden sie vor deinen Augen stehen;
Dir würd' unendlich oft, was deinen Blick bestralt,
Und andre Sinne trifft, gleich fühlbar, vorgemalt.
Ein jeder Trieb in dir, dein Hassen und Begehren,
Würd' sich in deiner Brust unendlich oft vermehren.
Von drey Anticyren wird, wer dieß glaubt, nicht heil.
Doch beuge nur den Leib, und weiche diesem Pfeil.
Sprich, jeder Theil des Stoffs, der in mir fühlt und denket,
Fühlt nur ein Stück des Bilds, das in den Leib sich senket;
Doch sage, wenn du dich beym Denken selbst erkennst,
Und dich unendlich schnell vom Vorgestellten trennst,
Ist dieses ausgedehnt, und wie wird es zerrissen?
Nur eine Kraft kann es in eine Wirkung schließen.
Was der Verstand ergründt, des Scharfsinns hoher Flug,
Die Kraft, die Schlüsse häuft, des Willens sanfter Zug,
Dieß alles läßt sich nicht in Stoff und Bilder schränken,
Noch, ohne End getheilt, wie du voraussetzst, denken.

Ein Beyspiel mach' es klar! Du gehst in einen Wald
Und suchst, der Sonne müd, der Dämmrung Aufenthalt;
In gleichem Augenblick, steigt von beblühmten Rasen
Ein angenehmer Dampf, und eilt zu deiner Nasen;
Auch hört dein Ohr zugleich das Lied der Nachtigall
Und sucht im fernen Fels den rauhen Wiederhall.
Nach deiner Schwärmerey muß sich von diesen Bildern
Ein jedes vor sich selbst in deiner Seele schildern;
Der Bluhmen süßer Hauch drückt sich ganz anders ein,
Als aus der Silberfluth der Sonne Wiederschein.
Ein jedes Bild fühlt sich, (dieß folgt aus deinen Schlüssen)
Und sich allein, und kann nichts von den andern wissen.
Der Theil des geistgen Stoffs, in dem der grüne Wald
Sich malt, empfindet nur die eigene Gestalt,
Die andern kennt er nicht; von den nektarschen Flüssen
Des bluhmichten Gefilds, kann nur ein Theil genießen.
Doch widerlegt dich nicht, was die Erfahrung lehrt,
Wenn die Aufmerksamkeit nur in uns selber kehrt?
Sprich selbst, ists nicht ein Punct, zu dem von allen Dingen
Die Bilder, wie ein Strom, durch alle Sinnen, dringen:
Das, was an mir, durchs Ohr an Tönen, sich vergnügt,
Wenn Doris Mund den Geist in Harmonien wiegt,
Ists eben was die Macht der schönsten Augen fühlet,
Und bald die reine Glut in süßen Küssen kühlet.

Vermöchte wohl ein Wolf, der Schluß aus Schlüssen zieht,
Und mit geschärftem Blick der Sätze Band durchsieht,

Durch die geschloßne Reih entwickelter Ideen,
Nach des Euklides Art, die Wahrheit auszuspähen,
Wenn nicht ein Wesen wär', das alles in ihm denkt,
Und die Begriffe fügt, und wie ihm gut deucht, lenkt?
Und würden nicht vielmehr, im allgemeinen Trennen
Die Bilder feindlich sich einander niederrennen?

So leicht weis die Vernunft den Irrthum zu zerstreun,
Und faßt ihr siegend Haupt in ew'ge Lorbern ein.
Sie siegt, die Phantasie weicht unbewegten Gründen,
Und muß, mit Scham beschwert, mit ihrer Brut verschwinden.
Der Stoff empfindt sich nicht, ein innrer Unterscheid,
Der sich im Wesen gründt, entfernt die Geistigkeit
Vom ausgedehnten Stoff, todt kann er sich bewegen,
Sie fühlt sich selbst und ihn, und weis sich nicht zu regen.
Drum hat, nach Möglichkeit, der weiseste Verstand,
Ein unempfindlich Ding aus seiner Welt gebannt.
Doch kann die Geisterwelt den Stoff nicht ganz verdringen.
O nein! sein Beystand nützt unkörperlichen Dingen,
Er fördert ihren Zweck, weil er der Geistigkeit,
Was ihr zum Denken fehlt, durch die Bewegung leiht.

Allein was sich die Huld zum Gegenstand erlesen,
Ist die beseelte Schaar der ideal'schen Wesen,
Die, nach dem schönsten Bild, zum Fühlen aufgelegt,
Im Innern ihrer Brust, den Trieb zur Freude trägt.

Wie wallt nicht Gottes Herz zu den geliebten Kindern,
Und haßt der Schranken Neid, die seinen Einfluß hindern?
Wie gerne gönnt Er uns ganz gleiche Seligkeit,
Die unsers Wesens Art auf ewig uns verbeuth?

Doch warum schuf Er uns, schwärmt Manes, nicht zu Engeln,
Fest in des Guten Wahl, und frey von strafbarn Mängeln?
O Thor! mit gleichem Recht klagst du die Erde an,
Daß sie, der Nelken Pracht, auch schlechten Löwenzahn
Und andern Pöbel mischt, nicht stets von Malven stralet,
Und, für gemeines Gras, mit Tuberosen pralet.
Vielleicht begehrst du auch, daß stete Weste wehn,
Und willt die schwarze See von Nektar schimmern sehn;
Du heißest rauhen Sand mit Bluhmen sich erheitern,
Und dir soll Palinur an Diamanten scheitern.
O flieh aus einer Welt, der die Natur befiehlt,
Und zaubre dir ein Reich, in dem die Wärme kühlt,
Den Bach, der bey uns rauscht, laß Opernlieder singen,
Und aus des Frühlings Schooß Rubin und Saphir dringen.
Wie eng ist eine Welt, die nur Halbgötter trägt,
Die ein einförmig Licht mit gleicher Wonne pflegt:
Wie klein wird da die Zahl der Mannichfaltigkeiten,
Die fern ein Endzweck ruft und die gesellig streiten.
Und kann die Gottheit sehn, daß, ein unzählbar Heer,
Das ein gemessen Glück, nach Graden, fähig wär,
Vergeblich wünscht zu seyn? Kann dieß die ewge Liebe?
O nein! sie wallt zu uns mit allgemeinem Triebe,

Und flößet Wirklichkeit und zugezählte Lust
Nach jedes Fähigkeit in aller Wesen Brust.
Das Elend, welches jetzt die niedren Classen leiden,
Verliert sich nach und nach in eine See von Freuden.
Des Uebels ganze Summ, so groß sie Baylen dünkt,
Ist kaum ein Regentropf, der in das Weltmeer sinkt,
Verglichen mit der Lust, die noch entfernte Zeiten,
Die Titan nicht erlebt, den Geistern zubereiten.

Der innre Unterschied der wesentlichen Kraft
Ist, was die Einzelnheit in den Substanzen schafft.
Verschiedne Fähigkeit zu fühlbaren Gedanken
Vertheilt der Wesen Heer in abgemeßne Schranken;
Und das geheime Band, das alle Geister reiht,
Knüpft Arten und Geschlecht nach ihrer Aehnlichkeit.
Dieß ist der Liebe Hauch, den Orpheus schon besungen,
Durch den Empedokles der Saamen Streit verdrungen.
So ward die Geisterwelt, die durch Ideen lebt,
Und mit nicht gleichem Schwung, sich zu der Gottheit hebt.
Die Weisheit schränkte sie in ungezählte Classen,
Die, nach bestimmter Zeit, sie höher steigen lassen.
Mit ungleich sattem Trieb, naht der Natur Geboth,
Die eine ihrem Quell, die andere dem Tod.

Bekränzt mit stillem Licht, stralt eine größre Sonne
Dort einen Cherub an mit unverfälschter Wonne.
Sein scharfes Auge sieht durch unsre Nebel hin,
Kein trübes Vorurtheil schwärzt seinen hellen Sinn.

Ihm weist sich die Natur, er findt sie im Geschäffte,
Und sieht den steten Lauf der nie ermüdten Kräfte.
Manch neuer Sinn führt ihn ins Eingeweid der Welt,
Das ein gefärbter Flor uns neidisch vorenthält.
Ein schönerer Planet erfreut sich ihn zu tragen;
Kein ungehoffter Schmerz mischt den willkommnen Tagen
Verwünschte Traurigkeit, kein Feind der innern Ruh
Schließt der Zufriedenheit sein offnes Herze zu.
Du, Tugend! liebest ihn, und trägst auf holden Wegen
In deinem sanften Arm, der Gottheit ihn entgegen.

Viel niedrer drängt sich dort auf zweifelhafter Bahn
Ein noch nicht reifer Geist zur Seelenruh hinan.
Wie untreu ist ihm nicht, was ihn beglücken könnte,
Wenn es den Ausspruch nie von seinem Wählen trennte?
Sein Herz verlangt nach Lust; der schmeichlende Verstand
Mehrt stets mit fettem Oel den angefachten Brand.
Er reizet die Begier und weis sie nicht zu stillen,
Und lockt mit eitlem Glanz den oft betrognen Willen.
Indem er hin und her ein Gut sucht das ihn flieht,
Ruft ihn mit süßem Ton der Wollust Zauberlied.

Im bluhmenreichen Thal, von Myrten überschattet,
Wo manch cytherscher Spaz im stillen Laub sich gattet,
Wo alles seufzt und liebt und stets im lauen Wind
Ein unsichtbarer Dunst von feuchten Seufzern schwindt,
Liegt sie, die Zauberinn, auf buhlerischen Rosen.
Dionens kleiner Sohn, erfreut ihr liebzukosen,

Schlingt sich dem Epheu gleich um ihre heiße Brust;
Ihr funkelnd Auge reizt zu untersagter Lust.
Ihr wallend Haar, das sich um ihre Schultern drehet,
Dämpft süßen Balsam aus; den West der sie umwehet,
Schöpft sie voll Lüsternheit und kühlt den matten Gaum;
Der Liebesgötter Schaar verengt den weiten Raum,
Und spielet sorgenlos, doch schwirrt bey ihrem Scherzen
Manch ungesehner Pfeil in unbewehrte Herzen.
Der trunkne Bachus liegt zu ihrem Fuß gestreckt,
Die Frechheit deren Leib kein schamhaft Kleid bedeckt,
Die blasse Schmeicheley, der Stolz, der, voll Vergnügen,
Im malerischen Glas den Reiz von seinen Zügen
In höherm Glanz beschaut, die wilde Lüsternheit
Und gürtelloser Scherz stehn neben ihr gereiht.
Der Sorgen blasses Heer ist fern zur Reu gesellet,
Der Ekel führt sie an, der alle Lust vergället.
Dieß ist der Wollust Hof, aus diesem Zaubergrund
Ruft sie dem Wandrer zu mit reizend=süßem Mund.
Er folgt dem falschen Ton, der ihn bald wird verderben,
Und saugt aus ihrem Blick ein angenehmes Sterben.
Doch wenn die Zauberinn ihn kurze Zeit berückt,
Raubt ihm ein Augenblick was ihn vorher entzückt;
Wie ein treuloser Traum, indem er uns vergnüget,
Nur durch ein hold Gespenst des Herzens Sehnsucht trüget,
Und von der Schattenlust kaum einen schwachen Rest,
Ein Bild der Phantasie, zu neuem Schmerz uns läßt.
Wo lauter Anmuth war, sieht er erstarrte Klippen
Und gelben Sand gehäuft; Armidens süße Lippen,

Und was er kaum genoß, ist mit dem leichten Schwarm
Der Liebesgötter fort; er sieht vom dürren Arm
Des Ekels, von der Reu begleitet, sich umfangen.
Bald bleicht die kalte Furcht die Todten=gleiche Wangen,
Wenn des Gewissens Spruch ihm seine Strafe droht;
Bald streicht die späte Reu ihm ihr verhaßtes Roth
Aufs blasse Angesicht, von der genoßnen Freude
Bleibt ihm nur die Begier und nagt sein Eingeweide.
Da er so liegt und seufzt und seine Noth bethränt,
Und mit geschwollnem Aug nach deiner Hülf sich sehnt,
Blickst du, o Tugend, ihn, umglänzt von sanftem Lichte,
Voll innerm Mitleid an mit tröstendem Gesichte,
Und hebst ihn liebreich auf, und schenkst der matten Brust
In einem Augenblick mehr wahre Himmelslust,
Als eine Ewigkeit in Venus Arm verschlafen,
Dem trunknen Geist nicht konnt verschaffen.

In noch geringrem Grad hüllt dort ein Raupenkleid
Ein schwächer Wesen ein, und reizt oft unsern Neid.
Mit weniger Vernunft miskennt es unsre Plage
Und braucht in steter Lust die kurzgeschnittne Tage.
Befreyt vom magern Neid, der unsre Ruh verzehrt,
Und der Begierden Wuth die unsre Wollust stört,
Schmeckt es die jetzge Lust und säumt sich nicht im Wählen
Und weis die Mittel nicht scharfsinnig sich zu quälen.
Der Rose kühle Schooß, der Nelken dunkler Grund,
Reizt ihn, wie den Myrtill der Phyllis kleine Mund,

Und die gewünschte Gunst des Crokus zu genießen,
Ist ihm, was Strephon ist Lucindens Mops zu küssen.
Zwar schließt ein enger Kreis die schwachen Kräfte ein;
Doch wird sein Geist nicht stets in gleicher Kindheit seyn.
Die Zeit, und jener Weg, durch den die Seelen steigen,
Wird ihm ein weiters Feld dereinst zum Denken zeigen:
Erstaunt fühlt er einmal in feinerer Gestalt
Der neuen Bilder Druck, der sanft sein Herz durchwallt.

So ist der Wesen Schaar an Graden mancherley;
Doch nie von Wollust leer und nie von Schranken frey.
Der reinste Dämon fühlt den Damm der Endlichkeiten,
Den unsichtbarsten Wurm erwarten schönre Zeiten.
In allen blitzt ein Bild des Geists der sie gemacht,
Und prangt mit manchem Zug von seines Wesens Pracht.
Und alle welche sich des Lebens ungleich freuen,
Sind von des Meisters Seyn glückselige Copeyen.
Mit seiner Hand geformt, stellt der Substanzen Schaar
Der ersten Züge Riß von seinem Wesen dar.
Je näher sie sich hin zu ihrem Ursprung kehren,
Je herrlicher kann sie sein voller Glanz verklären.

Sie fühlen alle sich, wenn von der äußern Welt
Ein idealisch Bild vor ihren Geist sich stellt,
Und dieses Bild drückt stets in die bewegten Herzen,
Das eine frohe Lust, und das verhaßte Schmerzen.
Des Willens Zärtlichkeit kann nie gleichgültig seyn,
Der Vorwurf flößt uns stets Haß oder Liebe ein.

So

So hat der höchste Geist, was ihn vollkommen schmücket,
Mit oft gebrochnem Licht, den Wesen eingedrücket.
Vom Quell der Möglichkeit, vom göttlichen Verstand
Ist die Vorstellungskraft mit weiser Kunst entwandt;
Und der Begierden Strom, die stets zum Urbrunn quillen,
Zeigt einen Schattenriß vom allerbesten Willen.
Kein Geist verschmäht die Lust und liebet was ihn kränket,
Weil ihn des Willens Druck von selbst zum Bösen lenket;
Nein, der Verstand betrügt das unverstellte Herz,
Und lockt durch falschen Reiz es zu versüßtem Schmerz.
Die Liebe küßt nur das, was sie durch Schönheit rühret,
Was gut und nützlich scheint und süße Lust gebiehret,
Zu diesem hüpft das Herz, mit innrer Wallung, zu,
Und flieht, voll scheuer Furcht, die Störer seiner Ruh.
Dieß ist der schönste Stral vom schöpferischen Blicke,
Die Wurzel unsrer Lust, die Blüth zu höherm Glücke.

Zu dem, was Gott selbst liebt, zu der Vollkommenheit,
Füllt dieser edle Trieb das Herz mit Zärtlichkeit;
Wo schöne Ordnung reizt durch weisliches Verbinden,
Eröffnet er das Herz es richtig zu empfinden.
Er treibet den Verstand und setzt ihm Stachel an,
Wenn ihn der Schlaf besiegt; der Vorurtheile Wahn
Weicht endlich selbst durch ihn, er giebt sich nicht zufrieden,
Und hört nicht auf den Geist, durch Flehen, zu ermüden,
Bis er zur rechten Spur der holden Weisheit kehrt,
Und mit Zufriedenheit, der Geister Kost, sich nährt.

Du, Liebe, edler Zug zu Wesen die uns gleichen,
Du bist von Gottes Bild das allerschönste Zeichen.
Du brennst voll Zärtlichkeit, wie er, zu aller Welt,
Und traurst, daß deine Macht dem Wunsch des Herzens fehlt.
Kein Wesen ist, das nicht den süßen Druck empfindet,
Der ihn zum Freunde treibt und sie gesellig bindet;
Je höher seine Kraft mit seiner Währung steigt,
Je weiter wird die Huld auf andre hingeneigt.
Je näher unser Glück uns zu der Gottheit hebet,
Je zärter wird der Trieb, der unsre Brust durchwebet,
Und bald sich Liebe nennt, bald treue Freunde küßt,
Bald ein mitleidig Naß aus traurgen Augen gießt.
Doch stärker brennt er nie als in zwo edlen Seelen,
Die aus der ganzen Welt zur Liebe sich erwählen.
Welch paradiesisch Glück, das Engel sehnend macht,
Ein liebenswürdig Herz, in schöner Glieder Pracht,
Ein Herz mit Zärtlichkeit und unverfälschten Trieben
Und edlen Neigungen, auf gleiche Art zu lieben.
Wenn ein erhabner Geist voll jugendlichem Muth
Aus ihren Augen blitzt und schlägt in ihrem Blut,
Ein Geist, in welchem schon der Saame grünend steiget,
Der sich einst, Rosen gleich, in voller Blüthe zeiget,
O wie verdient er nicht den Vorzug vor der Welt?
Kein Fürst hat was, das der beneidenswürdig hält,
Den solch ein Gut beglückt; wie wenig würd' er Kronen
Und ganze Welten selbst, es zu erkaufen, schonen?
Wie sanft wird da der Weg, den uns die Tugend lenkt,
Wenn uns am treuen Arm solch ein Gefährte hängt?

Die Vorsicht leitet sie, in unverwelkten Freuden
Ruht die zufriedne Brust, und kennt kein inners Leiden
Der steilste Weg wird leicht, die Tugend geht ja mit,
Und die Natur schmückt selbst sich unter ihrem Tritt.
Wie weidet sich ihr Herz am gegenseitgen Blicke?
Wie freudig theilen sie ihr himmlisches Geschicke?
Und in den zärtlichen, den sehnenswerthen Stunden,
Wenn, was ihr Herz stets fühlt, lebhafter wird empfunden,
Wenn, was man schätzt, sich uns mit größrer Rührung weist,
Und das geliebte Bild den sanft=entzückten Geist
Durchdringt und die Begier in ihm allein sich stillet,
O wer beschreibt die Lust, die sie alsdenn erfüllet?
O Himmel! = = doch kein Wort faßt diese Engelslust!
Ihr wallend Herz hebt sich aus der zu engen Brust
Und eilt den Lippen zu, in süß=vermischten Küssen
Mit dem geliebten Geist, zu einem, zu zerfließen:
So fühlt ein englisch Paar, wenn Gott mit gleichem Licht
Es segnend angeblickt; ihr himmlisches Gesicht
Glänzt von des Ewgen Blick, der sie verklärt umglühet.
Was fühlt der nicht, da er den Freund so göttlich siehet?
Wie zärtlich wallt ihr Herz? wie um den Aufenthalt
Der Gottheit, ewigs Feur, gelind aufbrausend, wallt.
Wie freudig wollen wir den Leib den Würmern lassen,
Der uns, o Doris, neidt, wie sie, uns zu umfassen?

Geschwisterlich verwandt mit diesem schönen Triebe,
Ist die Begier nach Ruhm, der edlen Lorbern Liebe,

Die in der Geister Brust von ihrem Schöpfer stammt.
Sie ist der Tugend Sporn. Von ihrer Glut beflammt,
Hat ein Prometheus sich der Sonne zugeschwungen
Und den verbothnen Stral und seine Straf' errungen.
Sie hat das erste Volk von Eicheln abgewöhnt
Und seiner Enkel Pracht von einem Wurm entlehnt.
Durch sie erfand ein Theut der Wissenschaften Saamen.
Durch sie blühn nach dem Tod erblaßter Helden Namen.
Sie legt der Weisen Geist beseelte Flügel an
Und hebt sie zum Gestirn auf untersagter Bahn.
Sie lehrte, Valla, dich der Schule Hohn zu sprechen
Und am Aquin und Duns der Wahrheit Schmach zu rächen.
Durch sie hat Pisens Preis der Sterne Glanz vermehrt,
Und dich, Uranie, durch Gläser sehn gelehrt.
Durch sie zwang Gerike die Luft vor ihm zu fliehen,
Und ließ verborgne Glut aus Körpern Funken sprühen.
Dem Newton zeigte sie im weißen Sonnenstral
Durch ein dreyeckicht Glas der ersten Farben Zahl;
Von ihr gelehrt, hieß er in abgemeßnen Sphären
Bestralte Welten sich zu ihrem Brennpunct kehren.
Sie führte, Leibnitz, dich, auf nie betretner Spur
Durch enge Wege ein zur Werkstatt der Natur;
Dir war der Ruhm bestimmt den Stoff selbst zu beleben,
Und lauter Harmonie der schönsten Welt zu geben.

Doch eben dieser Trieb, wenn die Vernunft ihn nicht
In engen Schranken hält und seine Hitze bricht,

Ist ohne Ruh bemüht sich und die Welt zu quälen,
Und opfert seiner Wuth erschlagner Brüder Seelen.
Er reizt den Herrn des Nils den Himmel nah zu sehn,
Und von gehäuftem Stein Gebirge zu erhöhn,
Wo unter theurer Last, mit Bürger Blut gefüget,
Ein faulendes Gebein in öden Winkeln lieget.
Durch ihn raubt Philipps Sohn ein ungerechtes Gut,
Das seinen Purpur färbt mit heißem Menschenblut.
Er feurte Cäsarn an, Roms Freyheit zu zertrümmern
Und im erbleichten Glanz des Vaterlands zu schimmern.
Er stoßt des Lieblings Dolch, der Wohlthat unbewußt,
Die ihn verwägen macht, in seines Fürsten Brust;
Ja er bewaffnet selbst, dir, Herr der Welt, entgegen
Den Pöbel, der sich kaum vor seiner Last kann regen!

So weicht die Lust zum Ruhm, die uns der Himmel gab,
Wenn ihr ihr Führer fehlt, vom ebnen Gleise ab.
Sie soll den ewgen Geist von diesem Ball entfernen
Zu würdigerm Geschick in stralenreichern Sternen;
Allein oft läßt sie sich von falschem Winde blähn,
Sie hebt sich, steigt, und wird den Staub bald wieder sehn:
So stürzt den Phaeton der Lauf der Sonnenpferde,
Der seinen Herrn vermißt, zur mütterlichen Erde.
Doch lehrt der öftre Fall den hintergangnen Geist,
Bis ihm ein sichres Licht die wahre Laufbahn weist,
Auf dem die Helden sich durch manchen Dorn geschlagen,
Und den errungnen Preis den Himmeln zugetragen.

Der Gipfel alles Ruhms, den die Begier erreicht,
Ist eines Seraphs Glanz, der seinem Schöpfer gleicht;
Je fähiger die Art zu diesem Glück uns machet,
Je stärker wird der Brand im Nähern angefachet,
Bis endlich unser Seyn ganz in die Quelle sinkt
Und unvermischte Lust in vollen Strömen trinkt.

Dieß ist der schönste Theil von dem vollkommnen Ganzen,
Das unbegränzte Reich empfindender Substanzen,
Die eine Leiter hält, an der das Ende fehlt,
Wo, vom geringsten Wurm, den kaum ein Trieb beseelt,
Bis zu der Gottheit Freund, der sich in ihr verlieret,
Unzählcher Classen Heer des Schöpfers Bildniß führet,
In ungleich holdem Reiz; wo jedes Schönheit liebt
Und sich nach Wollust sehnt, und seine Kräfte übt.
Wo jedes durch die Zeit mit höherm Glanz sich schmücket
Und stets mit hellerm Aug nach besserm Zustand blicket.

Ende des zweyten Buchs.

Die Natur der Dinge.

Drittes Buch.

Der Muse hoher Schwung hub uns im zweyten Lied
Der Welt der Geister zu; was Sinn und Bilder flieht,
Sah unser inners Aug' im allgemeinen Risse,
Frey von gefärbtem Kleid durch tiefgeholte Schlüsse.
Itzt steiget sie herab und dringt mit sicherm Fuß
In die Natur des Stoffs, die ihrer Formen Fluß
Vor unserm Geist verbirgt, und selbst den Weisen trüget,
Der oft betrüglich glaubt, daß sie jetzt vor ihm lieget.
Wie der Cameleon die wandelbare Haut
Nach seinem Vorwurf färbt und nie wird gleich geschaut,
So weis sich die Natur Gestalten anzudichten,
Und läßt sich nicht nach dem, was sie uns scheinet, richten.

Der alten Weisen Schaar, Empedokles Gesang,
Ja selber Platons Saal und der bedeckte Gang,

Vermied den Irrthum nicht und den Betrug der Sinnen,
Dem selbst der Stagyrit nicht wußte zu entrinnen.
Nur du, der Deutschen Preis, vor dem sich London bückt,
Du, Leibnitz, hast zuerst in die Natur geblickt,
Du fandest Harmonie, noch mehr, du fandst Ideen,
Wo Newton und Gassend nur todte Stäubchen sehen.
Zwar gieng dein Muth zu weit, (wer ist der niemals fehlt?)
Nicht Ruhms genug, daß du die Körperwelt beseelt,
Du willt des todten Stoffs uns ganz und gar entladen,
Und füllst die ganze Welt mit schlummernden Monaden,
Und ziehst das lichte Kleid den Geistigkeiten ab,
Das ihnen Platons Witz mit so viel Ursach gab.
Dem Licht, das du erhöht, in stralenden Begriffen,
Dem dankt die Wahrheit es, daß sie kann weiter schiffen;
Dein Pharus weiset ihr, von seiner fernen Höh,
Die sichre Mittelstraß, durch die umwölkte See,
Wo, ohne gleichen Schein, der Grieche sich gefangen,
Charybdens Zahn gefühlt, und Scyllen nicht entgangen.

Der Weisheit ersten Zeit, dem klugen Griechenland,
War, was vom Stoff sich trennt, ganz fremd und unbekannt.
Kein Anaxagoras, so scharf sein Geist sonst richtet,
Kein Platon, was er auch für Ur-Ideen dichtet,
Schied je den Geist vom Stoff, der kluge Stagyrit
Und der von Cittium folgt ihm und irret mit.
Und muß nicht ihr Begriff von körperlichen Dingen,
Daher mit Dunkelheit und Vorurtheilen ringen?

Aus

Aus Stäubchen ohne Geist fügt die gemeine Zunft
Die ganze Körperwelt, und trotzet der Vernunft.
Leucipp macht sie gezackt, sie leichter zu verbinden,
Und dem von Agrigent gefällt es sie zu ründen.
Ein Thales bildt die Welt aus saamenvoller Fluth,
Die Wahrheit stimmt ihm bey, und heißt den Grundsatz gut.
Doch auch dieß Element theilt er bloß in Atomen,
Und läßt aus ihrem Fluß der Dinge Formen kommen.
Statt auf den ersten Grund der Dinge fortzugehn,
Stößt sich ihr Geist am Kleid, und bleibt beym Sinne stehn.
Auch mich entzündt der Trieb, den jene Dichter fühlten,
Als sie von der Natur auf höhern Saiten spielten.
Die Wahrheit lockt mich auch, (und o! wie ist sie schön?)
In Akademens Wald sie forschend auszuspähn.
Tiefsinnig wird mein Geist auf dunkeln Pfad sich wagen,
Und bis ins Mark des Stoffs die kühnen Blicke tragen.

Die erste Eigenschaft, die uns der Stoff entdeckt,
Und die, in welcher auch sein ganzes Wesen steckt,
Ist die, daß er gedehnt, und solche Theile heget,
Die gleiches Wesens sind. Wer dieß bey Seite leget,
Daß auch das kleinste Stück des Stoffs gedehnt muß seyn,
Gesteht durch seinen Satz die Ungereimtheit ein,
Daß selbst die geistge Schaar empfindender Substanzen
Aus dichtem Stoff besteht, als Theile eines Ganzen.

Hier ruft die Wahrheit mich von deinem Wege ab,
O, Leibnitz, Deutschlands Schmuck, den ihm der Himmel gab,

Nicht nur des Wahren Spur in hellerm Licht zu zeigen,
Auch fremder Völker Stolz, beschämt, vor ihr zu beugen.
Zwar hat dein heller Geist, von unsrer Nacht befreyt,
Ein ungewohntes Licht in die Natur gestreut,
Doch da dein kluger Fuß der Wahrheit nachgestrichen,
Ist im verirrten Pfad er seitwärts abgewichen.
Wie rühmlich ist uns hier ein kleiner Irrthum nicht,
Wo selbst des Engels Blick mit Dunkelheiten ficht,
Und nur das höchste Licht, das in sich alles siehet,
Des Irrthums Möglichkeit und unsre Nebel fliehet?
Der Stoff weicht scheu vor dir; die gränzenlosen Weiten
Des leergewordnen Raums füllst du mit Geistigkeiten;
Ausdehnung und Figur machst du bloß zur Idee,
Die Farb und Bildung nimmt, wenn ich verworren seh.
Zu viel war dieß gewagt! An zweifellosen Gründen
Soll dein Monadenheer siegreiche Feinde finden.

Gesetzt der wahre Stoff löst in des Weisen Geist,
In Elemente sich, die kein Begriff zerreißt,
Die völlig einfach sind und nur durch innre Regung
Vom Unding ferne stehn; so muß auch die Bewegung,
Der Dinge steter Fluß, in den Monaden seyn,
Aus ihnen quillt sie aus, in sie gießt sie sich ein.
So giebt dein Lehrbegriff den Geistern Eigenschaften,
Die ihr Geschlecht nicht leidt, die nur an Körpern haften!

Sprich, ist dein scharfer Geist von allen Bildern frey?
Fällt bey der Einheit nicht ein sinnlich Bild ihm bey?

Schließt

Schließt nicht die Phantasie den geistigen Gedanken
Dir, unbegreiflich schnell, in eines Pünctchens Schranken?
Einheiten willt du sehn, ein Stäubchen zeigt sich dir,
Aus beyden bildest du ein neues Wunderthier.
Nie hat der braune Sand, der Zarens Thäler füllet,
Ob ihn gleich jeden Tag ein neues Wild durchbrüllet,
So eine Frucht geheckt; so seltsam füget nicht
Horaz mit einem Fisch ein reizendes Gesicht.
Ja die Monaden selbst, als sie sich voll Verlangen,
Der muntern Pallas gleich, aus deinem Haupte drangen,
Erstaunten ganz beschämt und starreten sich an,
Da sie in deiner Hand sich so verwandelt sahn:
So staunte Scyllens Blick, als sie, dich, Circe, fühlte,
Da sie den schönen Leib in Zauberwassern kühlte.
Ein wüthend Seehundpaar wächst ihr im Augenblick,
Und bellt am zarten Fuß; sie flieht erschreckt zurück.
Das Unthier eilt ihr nach; wie starrt sie, da sie siehet,
Daß sie, wohin sie flieht, ihr Unglück mit sich ziehet.
Ja kaum beredt sie sich, daß sie einst Scylle war;
So sieht, und sieht erstaunt, der Geistigkeiten Schaar,
Ein idealisch Volk, das nur, gleich Geistern, handelt,
Und andre Kraft miskennt, ovidisch sich verwandelt.
Was sich dem Wesen nach von regen Körpern scheut,
Weis von der Wirkung nichts, die nur ein Körper leidt.
Bey innrer Fähigkeit zum Fühlen und zum Denken,
Sollt ihm die Gottheit nicht die Kräfte selber schenken?
Was an sich einfach ist, ist schon den Seelen gleich,
Zum Fühlen aufgelegt, ein Glied im Geisterreich,

Von Gott hängt es nur ab, es schöpfrisch anzuhauchen,
Und wenn wird seine Huld die Allmacht nicht gebrauchen?
Kann, der die Liebe ist, ein fühlbar Wesen sehn,
Gleich dem entseelten Tod, vor seinem Antlitz stehn?
O nein! Was einfach ist, nimmt Theil an seiner Güte,
Und fühlt in seiner Schooß ein denkendes Gemüthe.
Wie aber? soll ein Geist zwo Kräfte, die sich fliehn,
In seinem Wesen sehn? und doppelt sich bemühn?
Leidt dieses die Natur entkörperter Substanzen?
Kann Gott in einen Geist ungleiche Kräfte pflanzen?
Komm, ehre die Vernunft, gesteh, von ihr besiegt,
Daß die Monade sich zum Element nicht schickt.
Viel eher schnitzest du vom zähen Feigenbaume
Den göttlichen Merkur, und baust aus leichtem Schaume
Die schöne Cypria, die, stolz, der Zephir küßt,
Da sie, durch seinen Hauch vollendt, die Nymphen grüßt:
Als daß ein Stoff entsteht aus tausend Myriaden
Von unbeschaulichen Geist-ähnlichen Monaden.

Sprich auch, Monadenfreund, damit kein Zweifel bleibt,
Wie machts die Geistigkeit, wenn sie die Schwester treibt?
Geschieht es durch den Stoß? Wo kann sie sie berühren?
Kann sie auch fremden Druck, vom Stoff entledigt, spüren?
O flieh zur Schule hin und zur verborgnen Kraft,
Und hilf dir, dichterisch, durch dunkle Eigenschaft.
Mit gleicher Kunst läßt Bav, den Knoten zu entschlingen,
Den unversehnen Gott aus der Maschine springen!

Noch

Noch eine Eigenschaft, die die Monade schmückt!
Wie schlecht hat es doch hier dem größten Geist geglückt?
Den Geist, vor dem Descartes und Baylens Scharfsinn schweiget,
Den Liebling, dem sich sonst, frey, die Natur gezeiget,
Den Platon unsrer Zeit, auch diesen floh sie hier,
Und malt in voller List ein schimmernd Blendwerk für.
Das niedrigste Geschlecht der regen Geistigkeiten
Sind die, aus denen sich die Körper ihm bereiten.
In diesen liegt ein Riß, ein idealisch Bild
Des unmeßbaren Alls in dunkle Nacht gehüllt.
Sie fühlen nichts davon; verdammt, stets todt zu währen,
Durchschlummern sie den Lauf der ewig regen Sphären.
So wenig Knidens Zier, die Nebenbuhlerinn
Der Venus, die sie neidt, (ein Marmor ohne Sinn)
An dem entzückten Kuß des Jünglings Lust kann finden,
Der tausendmal beweint, daß sie nicht will empfinden,
Inbrünstig schließt er sie in heiße Arme ein,
Umsonst, sie fühlt es nicht, und bleibt ein schöner Stein:
So wenig fühlt in sich die schlummernde Monade
Das Bild der fremden Welt und ihres Wesens Grade.
Sie würde vor sich selbst nicht minder glücklich seyn,
Schlöß Ariostens Mond und Platons Staat sie ein.
Und wozu dient ihr denn der Welten Bild zu tragen?
Sie mehrt die Pracht der Welt? Heißt dieses etwas sagen?
Wenn ihr und andern nicht ihr Daseyn wirklich nützt.
Was hilft es, daß sie todt bey regen Wesen sitzt?
Doch hier läßt man getrost der Phantasie den Zügel;
Sie sind, beredt man uns, unkörperliche Spiegel,

In welche sich die Zeit mit feinen Zügen drückt,
Wohin ein jedes Ding sein geistig Bildniß schickt;
Ob dunkle Nebel gleich sie unserm Blick verstecken.
Wie witzig? doch wozu die Welt mit Spiegeln decken?
Wozu? Wie leicht hat es nicht in der Geisterwelt,
Narcisse, denen auch des Spiegels Lob gefällt?
Zu geistig, wie Narciß im Brunnen sich zu sehen,
Findt man, voll innrer Lust, sie vor Monaden stehen,
Wie Phyllis stolz sich bläht, da ihr der Spiegel sagt,
Was sie vorher geglaubt, eh noch Myrtill gewagt,
Zu heuchelndem Verdruß, sie göttlich schön zu nennen:
So wird ein schöner Geist dort in sich selbst entbrennen,
Wenn in platonschem Bild, nur einem feinern Geist
Entdeckbar, die Monad ihm seine Züge weist.

O Wahrheit, welche selbst dein Liebling hier verfehlet,
Sey du zur Richterinn in diesem Streit erwählet.
Lehr uns der Körper Grund und trenn mit weiser Hand
Das Geistge und den Stoff, das Leibnitz schlecht verband.

Das Wesen, das den Stoff vom Geist unendlich trennet,
Ist, daß er keine Zahl in seinen Theilen kennet,
Daß auch sein kleinster Theil, so sehr man ihn zerschneidt,
Doch stets ein Körper bleibt und stete Theilung leidt.
Dieß giebt ihm Fähigkeit, sich selber zu bewegen,
Und andre Körper auch durch Druck und Stoß zu regen.
Dieß scheidet ihn vom Geist, der ohne Dehnung ist,
Unfähig zur Figur, in die der Stoff sich schließt,

Und bloß dadurch geschickt, Ideen zu empfinden,
Zu lieben und zu fliehn, zu trennen, zu verbinden.
Was ists, das Pyrrho selbst und Carlens Karnead,
Und der Monadenfreund, uns einzuwenden hat?
Die Theilung ohne End nennt er mit frecher Stirne
Unmöglich. Aber wo? im eingeschränkten Hirne,
Das, was es nicht begreift, und was sein Raum nicht faßt,
Weil ihm die Phantasie nicht hilft, unglaubig haßt.
Doch sprich, Kurzsichtiger, theilt nicht gebrochne Zahlen
Ein tiefer Bernoulli zu unzählbaren malen?
Zeigt uns die Meßkunst nicht durch manches Beyspiel an,
Daß man, was Körper ist, unendlich theilen kann?
Du steifest dich getrost auf den bestimmten Grund.
Doch sprich, wo findst du ihn im ungemeßnen Schlund
Der steten Ewigkeit? Wirst du sie wohl ergründen,
Und zum Unendlichen zuerst den Maaßstab finden?
Die endliche Figur, wirfst du noch ferner ein,
Heißt offenbar den Stoff nicht ewig theilbar seyn.
Welch übereilter Schluß! Weil unvollkommne Classen
Der Geisterwelt, den Stoff in Form und Schranken fassen,
So muß er meßbar seyn? Wie? siehet denn dein Geist
Nicht durch manch Beyspiel ein, das die Natur ihm weist,
Daß das, was wir mit Recht in seine Gränzen ziehen,
In einem andern Sinn, kann Gränz und Maaßstab fliehen?
Der glänzendste Seraph fühlt seine Endlichkeit,
Ob ihm die Ewigkeit gleich ihre Arme beuth.
O wärst du nicht zu müd tiefsinnig nachzudencken,
Gewiß, du würdest uns so seichte Gründe schenken.

Doch

Doch deine Phantasie bekämpfet unsern Satz,
Und setzt bey diesem Streit sich an der Gründe Platz.
Sie hat kein ähnlich Bild, es sinnlich zu begreifen,
Wie stete Theile sich im Stoff unendlich häufen.
Monaden malt sie sich gar leicht als Puncte vor,
Doch zum Unendlichen schwingt sie sich nicht empor.
Doch hüte dich, mein Freund, das trotzig zu verschmähen,
Was dein umwölkter Blick nicht weis zu übersehen.
Ist nicht das ganze All von weisen Werken voll,
Die dein Verstand nur sehn, und nicht begreifen soll?
Wer mißt die Ewigkeit? Welch Augen kann bestimmen,
Wie viele Welten dort im blauen Aether schwimmen?
Wer faßt den steten Raum der sonnenreichen Höh?
Wer sah je die Geburt der geistigen Idee?
Stimmt Leibnitz wohl die Zahl empfindungreicher Seelen?
Kann Newton wohl die Meng der Sonnenstralen zählen,
Die ihrer lichten Glut ein Augenblick entführt,
Und wunderschnell damit entfernte Augen rührt?
Und dieß erfähreſt du, ist gleich dein dunkles Wissen
Die Ursach und Natur nicht fähig aufzuschließen.
Wie thöricht leugnest du die stete Theilbarkeit,
Und giebst uns keinen Grund, als deine Dunkelheit?
Du, der von allem nur die äußre Schale siehet,
Schmähst trotzig einen Satz, weil er die Sinne fliehet.
O steige von der Höh, die dich dir selbst entreißt,
Und lern vom Sokrates, wie nichts der Weise weißt!

So zeigt uns die Vernunft, wie Stoff und Geist sich scheiden,
Der denket und empfindt; er wirkt und kann nicht leiden,
Der Körper thut und leidt; der Stoff bleibt stets gedehnt,
So sehr ihn Halley theilt, wird er nie ganz zertrennt,
So, wie der Geist sich nie in einen Körper wandelt,
Die Fühlbarkeit verliert, und gleich Maschinen handelt.
Der Geist, der denken wohl, nicht sich bewegen kann,
Nimmt auch vom andern Geist nie selbst die Wirkung an;
Hingegen kann der Stoff aus innerem Vermögen,
Das Gott ihm gab, sich selbst und andre Körper regen.
Doch ist sein Wesen gleich von aller Einheit frey,
So zeigt doch die Natur, daß sie nicht fähig sey,
Auch seinen kleinsten Staub unendlich fort zu theilen,
Und den einfachsten Stral noch ewig zu zerkeilen.
O nein! sie bleibt zuletzt bey solchen Splittern stehn,
Die vor dem Demant selbst an fester Härte gehn.
Schon Mosch hat, wie man sagt, die Tyrer sie gelehret,
Der Beyfall nährte sie, bis sie Leucipp entehret,
Auch unsre Zeit hat sie in wärm'rer Schooß gepflegt,
Wo sie Magnan, Gassend, und Newtons Schüler trägt.

Du, Göttinn, die du uns den Körper kennen lehrtest,
Und einen freyen Blick uns in sein Seyn gewährtest,
O zeig uns den Gebrauch, der an die Welt ihn bindt,
Wo alles außer ihm, gedankenvoll, empfindt!
Kann denn die Geistigkeit nicht ohne Körper denken?
Muß die Empfindung sich durch Mittel in sie senken?

O Tiefen! welche nie der Menschen Witz durchbrach,
Hier fühlt der Weiseste, erröthend, sich zu schwach!

Wie dort die schwarze See ein irrend Schiff durchpflüget,
Auf der ein grau Gebirg verdickter Wolken lieget,
Der brausende Aeol bläht falsche Segel auf,
Kein weisendes Gestirn bestimmt den blinden Lauf;
Bestürzt sieht Palinur nach den gestirnten Höhen,
Und wünscht den hellen Bär, das treue Licht, zu sehen;
Bis endlich, lang genug von Sturm und Nacht erschreckt,
Sein unverwandter Blick den fernen Stral entdeckt;
Er blitzt die Wolken durch, die sich gemach erhellen,
Und weiset ihm den Weg durch zweifelhafte Wellen:
So sucht der Weise auch der Wahrheit dunkle Spur,
Und irret, ungeführt, auf unbekannter Flur,
Wie froh, wenn durch die Nacht von neblichten Begriffen,
Ein kluger Stral ihn lehrt, dem Hafen zuzuschiffen?

O Weisheit! schimmre du durch unsre Dunkelheit,
Und zeig uns, wie man hier der Klippen Untreu meidt.
Ist nicht mit Occams Schaar ein Heer von Philosophen
Am unversehnen Fels, zerscheiternd, angeloffen?
Vergessend, daß ein Geist vom Stoff nicht leiden kann,
Nimmt man vom Stagyrit miskennte Sätze an,
Und läßt den Nervensaft sich in die Seel' ergießen,
Und diese in den Leib hinwieder, herrschend, fließen.
Die Bilder drücken sich in unsern Körper ein,
Hier formt ein flüchtig Naß der Dinge Wiederschein,

Der

Der unbegreiflich schnell zum Geist gebrochen stralet,
Und ein empfindbar Bild ins Ungedehnte malet.

So hat zwar Aristot, der Schule Gott, gedacht;
Doch, hat er nicht den Geist zum feinen Stoff gemacht?
Sein fünftes Element, woraus er Seelen bauet,
Ist ein astralisch Licht, das nie ein Aug' beschauet;
Da er hingegen das nur Stoff und Körper heißt,
Was durch die Sinne sich der innern Seele weist.
Der aber, der den Geist vom Stoff weis abzutrennen,
Wie wird er, ungestraft, dem Griechen folgen können?
Sprich doch, der du dem Leib die Seele öffnen willt,
Wie drückt sich in den Geist ein körperliches Bild?
Wie kann, was Theile hat, das Ungedehnte rühren?
Kann auch der feuchte Stoff sein Wesen wohl verlieren?
Entkörpert sich vielleicht des Hirns ätherſche Fluth,
Und wird schnell zur Idee, wenn sie zum Geist sich thut?
Und wenn der Nervensaft auch durch geheime Gänge,
Die kein Verstand entdeckt, sich in die Seele dränge,
Wie könnte doch sein Druck so oft verändert seyn,
Als Bilder andrer Art sich in die Sinne streun?
Dich trägt ein hoher Wald, von jovialschen Eichen
Mit lüft'gem Laub umkränzt und düftenden Gesträuchen;
Der Sonne wallend Gold wirft dort ein zitternd Licht
Auf grüne Wipfel hin und blendet dein Gesicht:
Ein perlenfarber Bach durchmurmelt hier die Auen,
Erfreut, die junge Zucht der Floren anzuthauen;

Der Rosen holdes Roth, fast so entzückend schön,
Als meiner Doris Mund, wenn Weste um ihn wehn,
Lacht deine Augen an, und hauchet süße Düfte
Den feinsten Nerven zu durch die erwärmten Lüfte:
Dieß siehst, dieß fühlest du, der ganze Wald regt sich,
Ein jedes Blatt wird Ton, und singt vergnügt um dich;
Sprich, wie fällt dieses Bild, das du im Augenblicke
Von allen Sinnen nimmst, in deinen Geist zurücke,
Der gänzlich einfach ist? Muß nicht zu gleicher Zeit
(Gesetzt dein Satz sey wahr, den die Vernunft verbeuth)
Ein ungezähltes Heer von körperlichen Bildern,
Durch tausendfachen Druck des Safts, in ihm sich schildern?
Wer dieß mit der Natur des Körpers reimen kann,
Der malt, mit gleicher Kunst, den Wellen Eber an,
Läßt Hirsche sich mit Luft in dünnen Wolken weyden,
Und heißt den trunknen Fisch die Fluthen ewig meiden.

Dieß sieht ein Malebransch, und will dem Fels entgehn
Den die gemeine Schaar oft fühlt, nie vorgesehn.
Charybden wich er aus, doch wer schützt ihn vor Scyllen?
Zu schwach, der Wahrheit Licht den Nebeln zu enthüllen,
Verirrt er sich in sich; Horaz, dein Spruch trifft ihn,
Wer Fehler meidt, weis oft viel größre nicht zu fliehn.
Die Bilder, welche sich in unsre Nerven senken,
Die sind ihm nicht der Grund, daß wir zugleich sie denken.
Auch wirkt der Geist nicht selbst, wenn er empfindt; o nein!
Der Kräfte erster Quell flößt sie ihm selber ein.

Was die Gelegenheit des Stoffs den Geist läßt sehen,
Erblickt er bloß in Gott, der Sammlung der Ideen.
So raubt er ohne Noth den Wesen ihre Kraft,
Und trennt den ew'gen Arm, der unsre Kräfte schafft,
Nicht von den Wirkungen, die aus den Kräften sprießen,
Und, fremden Beystands frey, durch uns entstehen müssen.
Was ist doch die Substanz, die du, von Kraft entblößt,
Dem todten Unding gleich, ohnmächtig feyren läßst?
Gott wirket dir allein, und Körper und Substanzen
Sind Ström' aus einem Quell, Abändrungen des Ganzen.
O! warum hast du doch von dem, was du gebaut,
Den Umfang und die Folg' nicht weiser vorgeschaut?
Nie hättst du, vom Gespenst der Wahrheit angeleitet,
Spinozens alten Wahn im Saamen ausgebreitet!

Jedoch, was halten uns erträumte Lehren auf?
Dich, Leibnitz, hat zuerst ein sonnengleicher Lauf,
Zur neidischen Natur, in ihren Sitz getragen;
Die Decke war umsonst, die sie um sich geschlagen,
Du drangst scharfsichtig durch und hast sie selbst gesehn.
Schamhaftig so entkleidt vor deinem Blick zu stehn,
Versuchte sie es zwar mit zauberischen Künsten,
(Und fast hätt's ihr geglückt!) dein Auge zu umdünsten:
Doch bleibt die Harmonie, die du ihr abgesehn,
Von ihren Flecken frey, soll sie mein Lied erhöhn!

Die Seele fühlt durch sich. Ihr Wesen ist im Denken,
Ihr Körper kann kein Bild, einfließend, in sie senken.

Hingegen läßt auch sie den Körper unberührt,
Der bloß, durch seinen Bau bestimmt, getrieben wird.
Doch dadurch ist ja noch der Knoten nicht entwunden?
Was hält den ewgen Geist an seinen Leib gebunden?
O Wahrheit, zeig uns erst, wie Leibnitz dieß erklärt,
Und sprich ein Urtheil aus, das deine Macht vermehrt.

In jedem Geiste liegt ein idealisch Bild,
Von allem, was das Reich der Wirklichkeiten füllt.
Ein kaum belebtes Was, die niedrigste Monade,
Trägt dieses Bild in sich in wesentlichem Grade.
Doch eine dunkle Nacht hüllt noch das meiste ein.
Nur Gott sieht, was er sieht, im allerreinsten Schein.
Hingegen ist das Bild geschaffner Geistigkeiten
Voll ungewissen Lichts und grauer Dunkelheiten.
Doch hellen, durch die Zeit, nach seinem innern Stand,
Sich seine Theile auf, und werden ihm bekannt;
Obgleich dem Seraph selbst, wie weit sein Blick sich strecket,
Doch seine Welt-Idee noch mancher Nebel decket.

Am äußersten Gestad der weiten Geisterwelt
Ist der Monaden Schaar, ein schläfrig Volk, gestellt.
Auch sie erfüllt ein Riß der Sammlung aller Wesen;
Wozu? Gewiß umsonst, sie können ihn nicht lesen.
Kein Stral erleuchtet ihn und mischt den Schatten Licht.
Hier ist kein helles Licht, das aus den Wolken bricht.
Von fremder Hülfe bloß, zu schwach sich zu erheben,
Verschlummern sie wie todt, ihr ungefühltes Leben.

Die

Die andre Class' empfindt; zwar ists bey ihr noch Nacht:
Doch leuchtet ihr ein Mond; der Seele schlaffe Macht
Dehnt sich schon jugendlich und weitert ihre Schranken,
Ob sie gleich, ungeschickt zu geistlichern Gedanken,
Nur, durch die Sinnlichkeit, mit schlechtem Stoff sich speist.

Die dritte kennt den Tag, dem sie entgegen reist;
Doch in verschiedner Art. Uns, an den äußern Gränzen,
Scheint nur ein dämmernd Roth von ferne anzuglänzen;
Wir hoffen erst den Tag, der höhern Wesen stralt,
Und ihren Weltbegriff mit vollem Schimmer malt.

So wird in jedem Geist, vermengt mit Licht und Schatten,
Die sich verschiedentlich in tausend Arten gatten,
Dieß Ganze nachgeahmt. Stets fährt ein innrer Glanz
Die Nebel durch und mehrt die Klarheit der Substanz.
Was je die Seel' empfindt, liegt in dem Bild verstecket,
Und wird nur durch die Zeit entwickelt und erwecket.

Der Leib ist, wie der Geist, in seiner Art gebildt;
Weil, was er thut und leidt, aus seinem Wesen quillt,
Und mit der Seele stimmt. Von seiner Federn Regung,
Selbst Hallern ungezählt, empfängt er die Bewegung.
Der Geist befiehlt ihm nicht. Doch hat die weise Hand
Der schöpferischen Macht, durch ein harmonisch Band,
Den Leib mit seinem Geist so schön gewußt zu gleichen,
Daß ihre Wirkungen nie von einander weichen.

Wie, wenn im dunkeln Zweig an Frühlingsabenden
Der Büsche Sängerinn des treuen Buhlers Flehn
Erhört, sie jeden Ton, den er voll Freuden singet,
Verliebt, mit gleichem Schall den Lüften wiederbringet.
Die Bäume hören zu, um ihrer Symphonie
Verläßt Aurora selbst ihr Rosenbett zu früh.
Und wie in buschichten und hoch umwölkten Klippen,
Des Jägers frühes Lied, mit unsichtbaren Lippen
Die Nymphe wiedergiebt, wie jenes schallt, so ruft
Der Wiederhall und schlägt mit gleichem Ton die Luft:
So steht die Aenderung des Leibs mit der Empfindung
Stets in harmonischer geselliger Verbindung.
Wie diese will und fühlt, so wirkt der Leib und leidt;
Ein jedes thut sein Amt, ob keines gleich gebeuth.
So bald nur Brutus Geist die Wirklichkeit beschlossen,
Den patriotschen Dolch in Julens Leib zu stoßen,
So bald streckt sich die Hand, vom Geiste unberührt,
Bloß durch mechanschen Trieb, ergreift den Dolch und führt
Den mörderischen Stoß, den Cäsars Seele fühlet,
Ob der entweihte Stahl gleich nur den Leib durchwühlet.

Dieß ist ein schwacher Riß vom allerschönsten Werk,
Das sich der Thoren Haß, der Weisen Augenmerk,
Und die Bewunderung auch derer zugeeignet,
Die seine Möglichkeit befochten und geleugnet.
Dein Ruhm durchlebt die Welt, dich krönt ein ewig Laub,
Wenn deiner Feinde Schwarm sich längst, im alten Staub,

Ver=

Vergessen, niederwälzt; die hohen Pyramiden
Hat Zeit und schwarzes Glück dem Moder noch beschieden;
Der größten Meister Ruhm, der göttliche Coloß
Weicht aus der Menschen Mund, und sinkt ins Undings Schooß:
Selbst diesen Ball wird einst die nahe Sonne tödten,
Dein Name nur schwingt sich zu höheren Planeten!

Jedoch, wo ist das Werk, das einem schärfern Geist
Nicht Unvollkommenheit und Stoff zum Tadel weist?
Der Sextus unsrer Zeit, vor dem die Wahrheit zittert,
Hat, auf sein Glücke stolz, Leibnitzens Bau erschüttert,
Und unter manchem Pfeil, der stumpf zu Boden fällt,
Auch manchen abgedruckt, der seinen Zweck erhält.
O Clio! sage mir, wo ist er durchgebrochen?
Und wo hat ihm den Sieg die Wahrheit abgesprochen?

Zuerst bestürmt sein Witz des Körpers Wunderuhr;
Doch Gründe fällt er an, mit Halmen ficht er nur.
Sieh nur den Einwurf an, wie wenig trügt sein Schimmern?
Wie? Sollt es möglich seyn, fragt er, ein Schiff zu zimmern,
Das ohne Steuermann, der seinen Lauf bestimmt,
Aus innerm Trieb, den Weg zum fernen Hafen nimmt?
Es weichet Klippen aus, die es nicht vorgesehen,
Nimmt frisches Wasser ein, und folgt der Winde Wehen;
Es wittert von sich selbst der Stürme fernes Dräun,
Wirft jetzt den Anker aus, zieht jetzt die Segel ein,
Von keinem Geist bewegt, von keines Menschen Händen,
Weis es sich von sich selbst zu richten und zu wenden.

Wer glaubt nicht, daß dieß Schiff ein Kind der Phantasey,
Ein unreif Hirngespenst, ein Feyenmährchen sey?
Doch was ist dieses Schiff mit Cäsars Leib gemessen?
Hier müht sich Baylens Witz den Einwurf zu vergrössen,
Den ihm Beredsamkeit und Lust zum Zweifeln reicht.
Doch, hat er was gesagt, das nur der Wahrheit gleicht?
Sein Pfeil, so scharf er ihn, geübt im Streiten, drehet,
Wird doch vom leichtsten Wind zur Erde hingewehet:
Wie Priams letzter Spieß kaum beym gesuchten Ziel,
Vor des Achilles Sohn, mit Zischen niederfiel.
Er zeigt nicht, daß ein Leib, bewegt von innern Rädern,
Ein künstliches Geweb harmonisch-reger Federn,
Das völlig mit dem Geist in seiner Wirkung stimmt,
Ein leeres Unding sey, das sich durch sich zertrümmt.
Im schweifenden Gepräng von blendenden Gedanken,
Verräth er weiter nichts als seines Geistes Schranken?
Kein Mensch, spricht er, begreifts, wer sagt denn dieses nicht?
Allein, wo gilt der Schluß: drum ist es ein Gedicht?
Zudem so zeigt uns ja der Künstler Unternehmen,
Wie leicht der Kunst es sey, die Thorheit zu beschämen.
Archytens Taube selbst und Albrechts redend Bild,
Wer weis nicht, daß man sie für Zauberwerke hielt?
Und kann es unserm Witz, so schwach er ist, gelingen,
Den Gränzen seiner Kraft sich kühnlich zu entschwingen,
Wie thöricht zwingest du des Schöpfers mächtgen Geist
In Schranken, denen selbst sich ein Dädal entreißt?
O lern von einem Gott mit größrer Ehrfurcht denken,
Der mit gewaltgem Arm die Himmel weis zu lenken.

Mit

Mit größerm Glück hat Bayl den schwächsten Ort bemerkt,
Und da mit neuem Muth des Angriffs Macht verstärkt.
Ist nicht der schwächste Theil der göttlichen Erfindung
Der Platon unsrer Zeit, der Urquell der Empfindung,
Die Seele, die er selbst ein geistig Uhrwerk nennt,
Ob niemand gleich ein Bild von geistgen Rädern kennt.
Sie läßt, wie er uns lehrt, die sinnlichen Ideen
Durchs ewige Gesetz der Ordnung bloß entstehen;
Ein jeder Zustand sieht im vorgen seinen Grund,
Und macht die Ursach auch vom folgenden uns kund.
Die schönste Harmonie muß stets die Bilder knüpfen.
Der Geist, wie die Natur, kann nicht leucippisch hüpfen.
Wie aber? widerlegt ihn die Erfahrung nicht?
Wie oft vertauschen wir schnell mit der Nacht das Licht?
Wie oft entsteht ein Stand, und heißt den andern schwinden,
In dem kein Leibnitz selbst des Folgers Grund wird finden?
Ersäuft in Lieb und Wein, an seiner Phyllis Brust
Vertauscht Anakreon schnell mit dem Tod die Lust.
Kaum labt den zarten Gaum das Blut nektarscher Trauben,
Und ein verwünschter Kern kömmt, es ihm schnell zu rauben.
Wie reimt sich schneller Tod mit Chios schwarzem Wein
Und Phyllis süßem Kuß? Wer sieht die Bindung ein?
Umlorbert sitzt dort Jul im Rath bezwungner Väter,
Der unterdrückte Staat grüßt ihn noch gar, Erretter:
Doch kaum denkt er sich noch den Herrn vom Vaterland,
So fühlt er schon den Tod und seiner Mörder Hand.

Sprich

Sprich du, der Cäsars Geist läßt als Maschine handeln,
Wie kann ein Bild so schnell ins Gegentheil sich wandeln?
Wie gründt sich das Gefühl des Dolchs, der ihn entseelt,
In dem, daß zum Monarch ihm kaum die Kron gefehlt?
Kaum sah er sich, umarmt von seinem Brutus küssen,
Und jetzt sieht er sein Blut durch seinen Brutus fließen.
Wie gründt sich dieses doch in Cäsars Geist allein?
Wie fällt er doch so schnell auf Bilder, die sich scheun?

Wie wickelt Leibnitz sich, fragst du, aus diesen Schlingen?
Er wagt es, und ihm glückts, selbst Baylen zu verdringen;
Doch weicht die Wahrheit nicht! Er dichtet, daß ein Bild
Der Welt, sich nach und nach in jedem Geist enthüllt,
Und daß zu jeder Zeit, was wir in uns empfinden,
Sich nicht nur in uns selbst, auch in der Welt, muß gründen.
O dränge nur dein Blick bis in der Geister Schooß,
Und schaute ihren Trieb vom äußern Kleide bloß;
Denn würde dich gewiß die schönste Ordnung rühren,
Wo deine Augen jetzt in Nebeln sich verlieren.
Wie ein harmonisch Band den Geist dem Leib vertraut,
So ist ein jeder Geist dem Ganzen nachgebaut,
Und läßt die ganze Welt, in Reihen von Ideen,
Die mit dem Urbild stets harmonisch laufen, sehen.

Nie war ein Hirngespenst scharfsinniger als diß,
Müßt es so reizend seyn, warum ists nicht gewiß?
Allein der Wahrheit Spruch vernichtet es mit Gründen,
Aus denen sich kein Witz, kein Leibnitz selbst, kann winden.

Er

Er pflanzt ein Bild der Welt in jede Geistigkeit,
Und läßt den größten Theil mit Schatten überstreut;
Ja die Monaden hält ein ewger Schlaf umgeben;
Das schönste Bild der Welt was nutzt es ohne Leben?
Wo bleibet hier die Spur vom göttlichen Verstand,
Der alles Mögliche an weise Zwecke band,
Der den verschmähten Staub, der dort am Ufer lieget,
Den größten Sternen gleich, nach weisen Zwecken wieget?
Noch mehr, das Bild der Welt, das die Substanzen ziert,
Nennt er Idee, obs gleich nie ganz empfunden wird.
Wie? Welch ein Widerspruch? Hymettes bunte Auen
Stellt meine Seele vor, nur ich kann sie nicht schauen?
Entfernter Welten Schaar, die neue Himmel drehn,
Planeten schönrer Art, wo sanftre Weste wehn,
Dieß alles trägt mein Geist, und läßt es mich nicht wissen?
Wie? nennt man das Idee, von dem wir nichts genießen?
Das ungefühlt in uns vergehet und verschwindt?
Wobey man, ob es da, ob nicht, gleich viel empfindt.
So schwärmet in der Hitz, die ihm sein Blut zerkochet,
Ein Kranker, wenn der Puls, die Adern schwellend, pochet.
Doch, wenn du völlig dir die Zweifel nehmen willt,
So hör den Unterschied vom idealschen Bild,
Und dem, das Phidias in todten Marmor hauet,
Und Polykletens Kunst der Leinwand anvertrauet.
Die Venus, die Apell durch Farben fast belebt,
Und die, die seinem Geist, im Malen, vorgeschwebt,
Die beyde Bilder sind, und einen Vorwurf zeigen,
Worinn sind sie getrennt, und was ist jedem eigen?

Das

Das eine wirft die Kunst auf flache Leinwand hin,
Es ist ein Körper selbst, und wirkt in unsern Sinn:
Das andre hängt im Geist, den Theil und Dehnung fliehet,
Und wo kein äußrer Sinn es ohne Zeichen siehet.
Das eine ist von dem, der es entwirft, getrennt,
Und wird auch außer ihm und ohne ihn erkennt.
Das andre läßt sich nicht von seinem Meister scheiden,
Es lebt in ihm, und schwindt, so bald es ihn muß meiden;
Fast eben wie das Bild, das aus dem Spiegel blickt,
Vergeht, so bald als man es aus dem Spiegel rückt.
Und, was das größte ist, das eine hat kein Leben,
Und weis von seinem Seyn gar keine Frucht zu heben,
Dort würd' es ungefühlt bey den Penaten stehn,
Säh' es ein Fremder nicht, und nennt' es göttlich schön:
Das andre fühlt sich selbst, und darf nicht fremder Augen,
Es kann aus sich allein Schmerz oder Wollust saugen.
Ein inneres Gefühl von Unruh oder Lust
Folgt der Idee stets nach, und macht sie uns bewußt.
Nimm die Empfindung weg, was bleibet den Ideen?
Nimm einem Bild die Farb, was wirst du davon sehen?
Was man nicht in sich fühlt, das schwebt zur selben Zeit
Dem Geiste niemals vor, nur bloß die Möglichkeit
Bleibt uns davon zurück, es selbst hat sich verlohren,
Und wird, wenn es erscheint, mit Fühlbarkeit gebohren.
Doch noch ein stärkrer Grund! Ist nicht die ganze Welt
Ein unumschränktes All, dem Maaß und Gränze fehlt?
Nie fing sie an, sie wird die Ewigkeit durch dauren,
Ihr Raum läuft ewig fort, ihn schließen keine Mauren,

Der Geister rege Kraft umkerkert keine Zeit;
Mit offnen Armen steht dort die Vollkommenheit,
Und lockt sie liebreich an, und läßt auf ihren Schwingen
Sie ins Unendliche durch stetes Steigen dringen.
So ist das große All, die unmeßbare Welt,
Die nur dem, der sie schuf, sich ganz vor Augen stellt:
Kein endlicher Begriff umfaßt sie in Gedanken;
Der hellste Cherub fühlt hier seiner Schöpfung Schranken.
So wenig Grönlands Fisch den Ocean verschlingt,
Ob er der See gleich dräut und ganze Ströme trinkt;
Die Flüsse, die er jetzt aus seiner Nase dränget,
Sind gegen ihn ein Tropf, der noch am Eimer hänget:
So wenig faßt ein Geist, so viel, so hell er denkt,
Das Meer des ewgen Alls, das kein Gestad umschränkt.
Gott bleibt allein das Recht, sein Werk zu übersehen,
Und ohne Hinderniß die Welten zu durchgehen.

So fällt die Antwort hin, die Baylens Zunge band,
Und viel zu früh den Pfeil ihm aus den Händen wand.
Es wankt die Harmonie und ihre Pfeiler beben.
O Wahrheit! hilf du selbst, sie wieder zu erheben.

Des Schöpfers weise Hand hat jede Geistigkeit
In einen Leib gehüllt. Ein unsichtbares Kleid,
Von feinem Stoff gewebt, der bloß dazu erlesen,
Umhüllt, unabgelegt, die idealschen Wesen.
Der äußern Körper Druck, der unsre Sinne rührt,
Wird unbegreiflich schnell in diesen Leib geführt.

Hier

Hier bildet sich alsdenn der Vorwurf der Ideen,
Und läßt dem innern Geist die Gegenstände sehen,
Die seinen Leib bewegt. Der Geist ist ohne Licht,
Dem Tode gleich, wenn ihm des Körpers Hülf gebricht:
Und doch flößt nicht der Leib die Bilder in die Seele,
Den Vorwurf zeigt er nur, und bringet die Befehle
Des Geists zur Wirklichkeit. So bald der Gegenstand
In diesem Leib sich malt, den Gott dem Geist verband,
So bald empfindt der Geist, und hätte nicht empfunden,
Hätt' er den Abdruck nicht in seinem Leib gefunden.
Du sprichst, wer faßt denn das? O Freund, besinne dich,
Verstehe mich zuerst, und denn so richte mich!
Mein Satz zeigt dir zwar nicht die Zeugung der Ideen,
Und wie sie aus dem Schooß der Geistigkeiten gehen;
Und doch vermeidet er die Fehler, welche man
Mit Recht am Aristot und Leibnitz tadeln kann.
Er zeigt, daß jedem Geist, den seine Schranken halten,
Ein Körper nöthig sey, in dem er die Gestalten
Der äußern Dinge sieht; ist uns gleich unbekannt,
Wie es geschehen kann, und was ihn für ein Band
Mit seinem Leib vereint, den er nicht kann entbehren.

Wem ist doch unbewußt, was längst die Weisen lehren,
Daß tausend Arten noch von Sinnen möglich sind,
Durch welche man vielleicht in andrer Welt empfindt?
Wer faßt, wie es geschieht? Wer kann mit unsern Bildern
Die Art der Möglichkeit ganz neuer Sinne schildern?

Kein

Kein Widerspruch gebeuth, daß es unmöglich sey,
Daß Seelen, obgleich ganz vom Druck des Körpers frey,
Doch ohne ihren Leib nicht denken, nicht empfinden,
Weis gleich die Bildungskraft das Wie? nicht zu ergründen.

So bleibt der Satz denn fest, der unsern Lehrbau trägt,
Zu welchem Leibnitzs Hand den ersten Grund gelegt.
Doch wie ist dieser Leib, der jede Seele kleidet,
Und den der Moder scheut, vom Schöpfer zubereitet?
Er ist das größte Werk der Weisheit und der Macht,
(Durch die die Welt stets ist, weil jene sie gedacht)
Kein Werk erhöht sie mehr in menschlichen Begriffen,
Und öffnet unserm Geist so sehr der Weisheit Tiefen,
Als dieses Uhrwerk thut, das durch sich selber schlägt,
Und nach des Geistes Stand harmonisch sich bewegt.
Es stellt die Bilder dar, die es von außen rühren,
Und weis so gleich den Schluß des Geistes auszuführen.
Myrtill liebt Sylvien; sie kömmt, er sieht sie gehn,
Er will ihr nahn, und gleich muß auch der Leib sich drehn,
Er thuts aus innrer Macht, der Geist kann nicht befehlen,
Der Federn Wunderbau lehrt ihn der Seele Wählen,
Und wie er es vollbringt. Die Schöne und Myrtill
Empfinden beyd' in sich das himmlische Gefühl
Der Liebe, die sie ruft; der Leib nährt ihre Regung,
Und folgt dem Grundgesetz harmonischer Bewegung.
Der Mund naht sich behend, da sich die Seelen nah'n,
Und facht den holden Brand durch tausend Küsse an,

Die, wie ätherisch Oel, die zarten Flammen mehren,
Bis man, berauscht, vergißt, im Küssen aufzuhören.

So stimmt der feine Leib mit der Empfindung ein,
Die seine Seele rührt; muß, was sie hasset, scheun
Und suchen, was sie liebt, und wird in ew'gen Tagen
(So ist des Schöpfers Schluß!) nach gleichen Regeln schlagen.
Denn Gott, vor dem entdeckt die dunkle Zukunft liegt,
Hat ihn von Ewigkeit dem Geiste zugefügt.
Nie nützt das Werk sich ab, nie stockt der Trieb der Federn,
Nie fehlt die Richtigkeit den stets gewälzten Rädern.
Der Stoff, aus welchem sie die Weisheit werden hieß,
Ist in den Theilen gleich, und leidet keinen Riß.
Woher entsteht der Tod, als wenn sich Theile scheiden,
Die die Natur nicht mehr kann bey einander leiden?
Doch hier ist alles gleich und unzerstörbar fest;
Kein Fels, so sehr er auch den Steinmetz schwitzen läßt,
Kein ewger Diamant, den Indostan uns schicket,
Kein Schild, den Peru sendt, wird weniger zerstücket.
Schon Platon und Plotin gab längst vor unsrer Zeit
Dem Geist aus dem Gestirn ein unsichtbares Kleid,
Das immer, wo er ist, ätherisch um ihn fließet,
Und das er nie, im Tod des gröbern Leibes, misset.

So zeigt sich der Gebrauch des Stoffs, der selbst nicht denkt,
Und doch Gefühl und Lust den Geistigkeiten schenkt.
So kann der helle Brunn, in dessen glatten Gründen
Sich Phyllis oft beschaut, zwar selber nicht empfinden,

(Sonst

(Sonst liebt' er, Phyllis, dich;) und doch säh ohne ihn,
Den schmeichlerischen Quell, sich keine Schäferinn.
Der Stoff nützt bloß dem Geist, er bildet den Ideen
Den ersten Abriß vor, und läßt die Seele sehen,
Was außer ihr geschieht; er leiht ihr seine Kraft,
Und bringt bewegend sie in andre Nachbarschaft.
Er weis Ideen selbst und körperlosen Dingen,
Mehr als Apell, Figur und Farben beyzubringen.
Durch ihn entdeckt sich uns der Geister Heimlichkeit.
Celindens spröde Furcht, die sich der Wirkung freut,
Färbt er Auroren gleich, und malt sie auf die Wangen.
O Schäfer! nie wirst du der Schönen Gunst erlangen,
So lang du schüchtern schweigst, und siehst sie schmachtend an;
Ihr Auge lockt dich selbst, das sie kaum zwingen kann,
Und kann sie es, so zeigt ein zitternd Roth dein Glücke,
Und lockt und widerspricht dem streng=gezwungnen Blicke.

Doch da nicht um sich selbst der Stoff die Welt vermehrt,
Da er nur wirklich ist, weil ihn kein Geist entbehrt,
So muß die Weisheit nur so viel aus ihm bereiten,
Als unentbehrlich ist, die stillen Geistigkeiten
Empfindungsvoll zu sehn. Was dieses All umfängt,
Ist bloß die ewge Schaar, die sich empfindt und denkt,
Von welcher jedes Glied in einem Leib sich zeiget,
Durch den es nach und nach auf höh're Stufen steiget.
Die Sonnen, die sich dort in lichten Wirbeln drehn,
Planeten, Luft und Meer, und alles was wir sehn,

Ist nicht ein bloßer Stoff, der unbeseelt veraltet,
Nein, Geistigkeiten sinds, die uns ihr Leib gestaltet.
Gott, der, was er erschuf, in weise Ordnung zwang,
Vertheilt der Wesen Schaar in tausendfachen Rang,
In Classen ohne Zahl, die sich zusammendrängen,
Und den gemeinen Raum zu gleicher Zeit verengen.
So ward die Form der Welt, die sich in jedem Geist,
Und jeglichem Geschlecht, in anderm Lichte weist,
Und, wie die Geisterwelt sich immer höher schwinget,
Zugleich verschönert wird, und ewig sich verjünget.

Ende des dritten Buchs.

Die Natur der Dinge.

Viertes Buch.

Ihr Nymphen vom Parnaß, helft jetzt dem Dichter singen!
O laß ihm jetzt, Apoll, den hohen Flug gelingen,
Da ihn ein kühner Trieb, der Deutsche nie bewegt,
Ins Innerste der Welt, ins Reich der Geister, trägt.
Ich sang, wie Gottes Huld sich unzählbare Wesen,
In Reihen ohne Maaß, zum Gegenstand erlesen,
Und wie die Weisheit sie in einen Leib gehüllt,
Nach dessen Vorwurf sich die Kraft zu denken bildt.
Die ganze Welt ist bloß ein All von Geistigkeiten,
In die vom Quell des Seyns sich stete Ströme leiten;
Der formenreiche Stoff, unfähig zum Gefühl,
Hat ihren Dienst allein zu seines Daseyns Ziel;
Wie trügt uns nicht der Schluß, dem Weise kaum entgehen;
Weil wir von dem was ist, nur bloß die Leiber sehen,

So ist die Körperwelt nur eine todte Last,
In Schranken mancher Art, willkührlich, eingefaßt?
Nein! was der Sinn uns zeigt, was in die Augen wallet,
Was das Gefühl erregt, was in die Ohren schallet,
Sind Bildungen des Stoffs, der Geister in sich schließt,
Und von dem Kern nur bloß die äußre Hülse ist.

O Klio, führe mich durch aller Wesen Reihen,
Von denen, die das Licht, voll innrer Schwäche, scheuen,
Bis zum seraphschen Geist, der ganz im Lichtstrom lebt,
Der unermeßlich weit der Gottheit Thron umschwebt;
Und zeige, wie der Raum, der alle Classen füget,
Die Form, die Schönheit schafft, die unsre Sinne trüget.

Der ganze Kreis, der sich, voll von ätherscher Fluth,
Um unsre Sonne dreht, (die in dem Brennpunct ruht,
Und ihr heilsames Licht zu sechzehn Erden sendet,
Die ein geheimer Zug in eignen Bahnen wendet;)
Scheint vom Unendlichen der schlechtste Theil zu seyn,
Und schließt die niedrigsten der Geistigkeiten ein.

Hier ist der dunkle Ball, an dem die Menschen hängen,
Und um ein schimmernd Nichts, das keinem bleibt, sich drängen.
Nimmt in der Welten Zahl er gleich den untern Platz,
So ist sein Kreis doch voll von unerkanntem Schatz.
Er soll, in kurzer Zeit, uns höherm Glück bereiten,
Drum schmückt die Weisheit ihn mit solchen Trefflichkeiten,
Die, ist ihr Reiz gleich groß, doch die Gewohnheit bald
Mit ekler Galle färbt. Der kurze Aufenthalt,

(Kaum einer Herberg gleich) auf der zu kleinen Erden
Soll uns durch sie versüßt, nicht paradiesisch, werden;
Die Wollust, die uns hier ein irdisch Gut gewährt,
Soll nur ein Vorschmack seyn, der die Begierden mehrt,
Mit angefachtem Fleiß nach jenem wahren Leben,
Aus dieser Dämmerung erwachet, hinzustreben.
Doch, thränenwerthes Volk, dein Endzweck und dein Stand,
Und deine Hoffnung selbst, die sind dir unbekannt!
Vergessend, welch ein Glück die Arme nach dir strecket,
Hängst du dich an ein Gut, das dir nur Durst erwecket.
Bald fühlest du es selbst, mit unvergnügtem Sinn
Verläßst du es, und fliegst zu tausend andern hin,
Die dein nie satter Geist bald wird zu flüchtig finden,
Die ewige Begier vom Wünschen los zu winden.
Ein schönes Hinderniß reizt dich betrüglich an,
Vor Lust vergissest du dein Ziel und deine Bahn.
So riefen dem Ulyß die lockenden Syrenen
Vom zauberischen Strand mit tödtlich-süßen Tönen;
So nahm das kleine Heer, das diesen noch entgieng,
Der süße Lotus ein, der Aug und Zunge fing;
Das rauhe Ithaka ward jetzt mit Lust vergessen,
Zieh du, Ulyß, nach Ruhm, und laß sie Lotus essen.

O Mensch! wenn lernst du doch, wozu du ewig bist,
Und daß dein Herz zu groß für eine Erde ist.
Und dieß ist das Geschlecht, womit der Erdball pranget,
Und das, so schwach es ist, den höchsten Ort erlanget;

Unzählche Ordnungen sind unter ihn gestellt,
Und stehn in langer Reih im Raum der Körperwelt.
Erzähle, Göttinn, mir die Classen und die Stufen,
Die alle Wesen stets zu höherm Glücke rufen.

Benachbart mit dem Nichts füllt dort ein traurig Heer,
Den unbestralten Raum. Von innerm Lichte leer,
Empfindt es kaum sich selbst; den Schlaf, der es bestricket,
Stört kaum ein schwaches Bild, das in den Leib sich drücket.
Auch sie bedeckt ein Kleid, von dichtem Stoff gewebt,
Durch den der Gegenstand vor ihrem Sinne schwebt;
Doch weil kein größres Haus ihn mit der Welt verbindet,
Was Wunder, daß er kaum sein dunkels Seyn empfindet?
Er fühlt zwar, doch nur schwach; auch scheinet seine Brust
Zum Schmerze noch zu träg und noch nicht reif zur Lust;
Zenonisch bleibt er stets im Gleichgewichte liegen,
Von bittrer Unlust frey, unfähig zum Vergnügen.

Aus diesen Wesen sind die Körper aufgehäuft,
Die man sonst insgemein im Wort des Stoffs begreift.
Du, Leeuwenhök, zeigst uns mit scharf bewehrten Augen,
Was Menschenblicke sonst nicht zu bestralen taugen.
Du zeigst den ganzen Stoff durch Gläser nur belebt,
Und wie der harte Fels selbst von Gewürmen webt.
Vor deines Scharfsinns Stral ist unsre Nacht verschwunden,
Der Erde kleinsten Punct hast du bewohnt gefunden.

So gründet unsern Satz, den die Vernunft gebeut,
Auch der Erfahrung Spruch, und hilft der Sinnlichkeit.

Doch kein vergrößernd Glas führt die geschärften Blicke
Aufs unterste Geschlecht der Creatur zurücke.
Denn diese kleidt ein Leib vom feinsten Stoff erbaut,
Den selbst kein Leeuwenhök, kein Nerdham nicht beschaut;
Er läßt sich nicht aufs neu in kleinre Wesen schneiden,
Die sich in andern Stoff, nach gleicher Regel, kleiden.
Hingegen das Gewürm, wovon im Tropfen Naß
Ein Hook, ein Swammerdam, viel Millionen maaß,
Läßt ein sichtbarer Leib in schärfre Augen dringen,
Ein Leib, der fähig ist, sich zeugend zu verjüngen;
Dieß zeigt, daß unter ihm noch tiefre Classen gehn.
Doch endlich bleibt der Geist bey einer Gattung stehn,
Die allen andern weicht, ob ihr der Trost gleich bleibet,
Daß einst die späte Zeit sie weckt und höher treibet.
Hier, Muse, stärke mir den unberedten Mund
Und mache selbst durch mich der Weisheit Größe kund,
Die hier sich göttlich zeigt, wo unser Blick sich trübet,
Und ihrer Werke Pracht mit falber Nacht umgiebet:
So wie die Dämmerung ein farbenloses Grau
Auf Wald und Felder gießt; der Glanz der bunten Au,
Schwindt mit der Wolken Gold, und hüllt die Seltenheiten
Der schöpfrischen Natur in gleiche Düsterkeiten.

Ein jedes Glied der Zahl, der unmeßbaren Zahl,
Vom niedrigsten Geschlecht, trägt ein natürlich Maal,
Das von den andern es im Wesen unterscheidet.
Die Kraft die es bewegt, der Leib der es bekleidet,

Hat was ihm eigen ist; Im Keim der Trefflichkeit,
Die durch die Zeit einst sproßt, liegt schon die Ungleichheit,
Die es von andern trennt; Auch was es jetzt empfindt,
Ob seine Bilder gleich entfärbt und einsam sind,
Ist nicht vollkommen gleich, mit dem was die beweget,
Die sonst die Aehnlichkeit am nächsten zu ihm leget.
O Mannichfaltigkeit, die hier mein Auge füllt!
O Weisheit, Geist der Welt, wie groß wird mir dein Bild!
Der Seraph steht erstaunt, und wünscht dich zu ermessen,
Doch er ermißt dich nicht, häuft er gleich Größ' auf Größen.
Noch mehr! ein ewig Band hält jede Geistigkeit
Des niedrigsten Geschlechts ans Ganze angereiht;
Weil alle Wesen sich zu gleichen Zwecken schwingen,
Und zu des Ganzen Zier verschiednen Beytrag bringen.

Der Schöpfer, (ehret ihn, so oft sein Nam erschallt,
Ihr Sonnen, lichter Staub, der seinen Fuß umwallt!)
Hat durch der Liebe Zug den innern Streit geschlichtet,
Und das Mannchfaltige harmonisch eingerichtet.
Auch da wo unser Sinn nur blasse Gleichheit sieht,
Stralt Ordnung, Schönheit, Lust, in ein verklärt Gemüth.
Kein finstres Chaos mischt die kämpfenden Substanzen,
Hier herrscht der Weisheit Arm und schaffet Ruh im Ganzen.

Um einen Grad erhöht beseelt das Pflanzenreich
Ein besseres Geschlecht, doch Thieren noch nicht gleich.
Auch dir, du holde Zucht der immer fruchtbarn Floren,
Wird in dem schönen Leib ein Wesen angebohren,

Das sich und ihn genießt. Kein Gras, kein unwerth Kraut,
Wird aus Aurorens Brust erquickend angethaut,
Das nicht im weisen Bau von wohlgefügten Röhren
Dem gleichgestimmten Geist Empfindung kann gewähren.

Lach nicht bestäubtes Heer megarischer Eukliden,
Daß wir den Pflanzen selbst Empfindlichkeit beschieden,
Die Muse thut es nicht; der Weisheit kluger Hauch
Hat sie schon längst beseelt und die Erfahrung auch.
Zeigt ihrer Glieder Bau, (ein Werk, das selbst die Weisen
Zu schwach es durchzusehn, nur voll Erstaunen preisen,)
In seinem Wesen selbst, in Bildung und Gestalt,
Nicht eine Aehnlichkeit, die in die Augen stralt,
Mit andrer Thiere Leib? Ein wundersam Gespinste
Von Nerven, nimmt die Fluth der eingesognen Dünste,
Und kocht das süße Blut, das von der Sonn erhitzt
Sich durch der Adern Höl in alle Glieder spritzt;
Die eingeschöpfte Luft durchweht in tausend Röhren
Den angefachten Leib, und hilft das Leben nähren;
Ist nicht der Thiere Leib mit gleicher Kunst gewebt?
Der Saame selbst, durch den sich jedes überlebt,
Nimmt eigne Glieder ein, die im Geschlecht sich trennen,
Und ohne Liebe nicht sich selbst erneuern können.
Du, Göttinn aus dem Meer, durch dich lebt die Natur,
Auch Bluhmen fühlen dich, dein Trieb gebiehrt sie nur.
So bald dein warmer Hauch, den uns, auf lauen Schwingen,
O Cypria, von dir gebohrne Weste bringen,

Den rauhen Nord verjagt, und Schnee und Wolken fliehn,
Dringt aus der Erde Schooß ein jugendliches Grün.
Die Saamen dehnen sich und fühlen deine Triebe,
Die ganze Erde haucht die eingeflößte Liebe.
Die Bäume schmückt ihr Kleid, der Vögel luftigs Heer
Ruft dir frohlockend zu; dir heitert sich das Meer;
Ein unbekanntes Was glüht im Gesicht der Schönen
Und scheint, nicht ohne Kraft, die Sprödigkeit zu höhnen.
Dieß wirkst du, Paphia, und so erhält durch dich
Und deinen süßen Zwang der ganze Erdkreis sich.

Da die Betrachtung nun in Florens buntem Kind,
So viele Aehnlichkeit mit andern Thieren findt,
Was hindert uns, es auch gleich Thieren, zu beseelen?
Kann wohl dem Geisterreich ein möglich Wesen fehlen?
Sprich nicht, wir sehen nicht, daß sie ein Gliedmaß ziert,
Das zum empfinden taugt, und fremden Eindruck spürt.
Wenn hat denn die Natur uns ihre Schooß entdecket?
Bleibt uns der größte Theil der Zwecke nicht verstecket?
Auch die Veränderung im eingenommnen Platz,
Die den Gewächsen fehlt, bekämpft nicht meinen Satz.
Der Austern träges Volk, das an den Felsen klebet,
Vertauscht nur durch Gewalt den Ort an dem es lebet.
Und ändert gleich das Kraut die erste Stelle nie,
Ists doch nicht regunglos; es öffnet selber früh
Den halbgeschloßnen Kelch den angenahten Stralen,
Und schließt bey ihrer Flucht die sternengleichen Schalen,

Es wendt sein blühend Haupt verliebt der Sonne zu,
Grüßt sie, da sie erwacht, und sucht mit ihr die Ruh.

Die Seelen, welche wir den Pflanzen zugegeben,
Naht schon ihr innrer Stand dem animalschen Leben
Wirksamer als die Art, die unter ihnen schläft,
Kennt ihre Kraft schon mehr das geistige Geschäfft.
Sie fühlen, wie ihr Leib die Bilder vor sie stellet;
Doch ist ihr Bild der Welt schon dämmernd aufgehellet,
So fühlen sie doch schwach und ohne Deutlichkeit,
Und was? Vielleicht daß sie der Weste Kuß erfreut,
Vielleicht empfinden sie den Balsam ihrer Düfte,
Und athmen voller Lust die Hyblen= gleiche Lüfte;
Der Sonne wärmend Licht, der Lüfte reiner Fluß,
Wer zweifelt, daß dieß nicht sie viel vergnügen muß?
Auch wird der Thau, womit sie laue Nächte tränken,
Nicht ohne Wollust sich in ihre Adern senken.
Hier ist ein weites Feld den Dichtern aufgethan,
Wo sich ihr muntrer Witz erfindend üben kann;
Doch krönt nur ein vielleicht, was sie begeistert singen,
Und Klio schweigt voll Ernst von zweifelhaften Dingen.

Auch dieses Hauptgeschlecht gießt sich, dem Meere gleich,
In tausend Arme aus, und ist an Arten reich.
Vom niedrigsten Gewächs, das Linnen selbst entgangen,
Bis zu der Cedern Haupt, die in den Wolken prangen,
Steigt eine ewge Zahl von neuen Arten auf,
Und trägt dem Gipfel zu den unverdroßnen Lauf.

Der

Der Körper richtet uns den eingeschloßnen Geist,
Ein Leib der unserm Sinn zweyfache Anmuth weist,
Hüllt eine Seele ein, in der von künftgen Zügen,
Schon in der Hoffnung schön, die zarten Keime liegen.
Die Seele malt sich stets in ihres Leibs Gestalt.
So weit Dorindens Pracht Lisetten überstralt,
So übertrifft der Geist, der in der Rose glühet,
Den im unedlern Kraut, das ungeschmückt verblühet.

Doch welche Zahl umschränkt den weiten Zwischenraum,
Unendlich abgetheilt, vom lüftgen Cedernbaum
Bis zu der Thiere Herrn, die sich vernünftig nennen,
Und oft, vom Stolz berauscht, ihr alt Geschlecht miskennen.
Der Muscheln stachlicht Heer naht sich noch sehr dem Kraut:
Ihr kaum belebtes Fleisch schließt eine rauhe Haut
Bewundernswerth gedreht, meßkünstlerisch gekerbet,
Und mit verborgner Hand, zur Scham der Kunst, gefärbet,
In deren Labyrinth, den nie ein Stral durchscheint,
Manch weich-beschaltes Ey zur Perle sich versteint.

Der Fische stummes Volk, die Nachbarn der Najaden,
Trägt ihr beschwingter Leib in ungegründten Pfaden,
Den regen Thieren gleich; doch kehrt ihr stumpfer Sinn
Sie mehr zu Florens Reich, als zu den Thieren hin.

Den Raum vom Schuppenvolk zu den vollkomnern Thieren,
Die auf dem trocknen Land in Wäldern sich verlieren,
Nimmt

Nimmt das Gewürme ein, das Erd und Luft erfüllt,
Das spröde Holz zernagt und selbst im Marmor wühlt.

Der Wälder schwarzen Forst durchbrüllen wilde Rachen,
Die im bewehrten Leib sich schwächern furchtbar machen.
Doch hat die Weisheit sie in unwirthbaren Sand,
Wo Glut und Dürre tobt, von uns hinweg gebannt.
Uns nützet bloß ihr Tod, von andern auch das Leben,
Die ohne Zwang uns Milch und warme Wolle geben:
Da andre, deren Fleisch uns die Natur heißt scheun,
Zu Last und Arbeit stark, uns ihren Rücken leihn.
Ja selbst das wilde Vieh, (was wird ein Mensch nicht wagen?)
Zwang die Gewalt der List nicht gern das Joch zu tragen.

Die jovialsche Luft durchschneidt der Vögel Schaar,
Und bringt ihr frühes Lied der nähern Sonne dar.
Das reine Element, worinn sie muthig schweben,
Scheint über niedres Vieh des Adlers Reich zu heben.
Der Schwalbe kluger Fleiß, der ihre Wohnung fügt,
Und Philomelens Lied, das Bäume selbst vergnügt,
Die süße Vielfachheit, die ihre Stimme drehet,
Jetzt gurgelt, jetzt vertieft, jetzt wunderschnell erhöhet
Naht sie der Menschlichkeit; auch scheint in ihrem Herzen,
Mit größrer Zärtlichkeit der Liebe Trieb zu scherzen,
Als in gemeinem Vieh. Wie singt von ihrer Lust
Die liederreiche Luft, wenn in der kleinen Brust
Sich Venus mächtig dehnt, so bald der West uns grüßet,
Und alles, was empfindt, in neuer Brunst zerfließet?

Doch

Doch welche weise Kunst, die sich in der Structur
Der schönsten Leiber weist, worein sie die Natur,
Nach jedes Art, gehüllt! Wie zeigt nur eine Mücke,
Ein ungeachtet Thier, im schönsten Meisterstücke
Des gliedervollen Leibs, daß sie ein Gott gebaut?
O hättest du, Lukrez, mit Hookens Aug geschaut,
Du hättest dich bemüht, mit deinen süßen Weisen,
Ein deiner werther Ziel, den Schöpfer selbst, zu preisen.

Doch wie? da solch ein Leib dem Vieh Gefühl verspricht,
Genießt ihn nicht ein Geist? Dieß glaubt Descartes nicht,
Und liebt den alten Wahn Pereirens zu erneuern.
Denn lange vor ihm hat die Lust zu Abentheuern
Den Spanier gereizt, daß er mit kühner Hand,
Und allgemeinem Haß, den Sinn dem Vieh entwandt.
Er macht sie, ohne Kunst, zu wirksamen Maschinen,
Die doch sich selber nichts, den Menschen wenig dienen.
Sein neblichter Begriff schließt seines Schöpfers Macht
In enge Gränzen ein, die er selbst ausgedacht.
O Thor! kann eine Welt ein möglich Wesen missen,
In welcher uferlos unzählche Arten fließen?
Die Weisheit leidet sie, daß einem Punct der Welt
Ein möglicher Gebrauch, ein Zug der Schönheit, fehlt?
Was für ein Meer von Lust verflöße ungeschmecket?
Wie viele Anmuth blieb unbrauchbar und verstecket?
Wo nur der träge Mensch, von schlechtrer Lust entzündt,
Sie zwar empfinden kann, und sie doch nicht empfindt.

Viel weniger entfernt Xorar sich von der Wahrheit.
Ja, ja, gesteh es nur, du Geist voll hoher Klarheit,
Du Herr der ganzen Welt, den keine Fliege ehrt,
Der Sonn und Himmel mißt, und Sterne laufen lehrt,
Und kennt den Weg nicht einst, sein irdisch Glück zu bauen,
Gesteh, erhabner Mensch, zum mindsten im Vertrauen,
Du bist von gleichem Stamm mit dem verworfnen Vieh,
Ja oft nimmts dir den Preis, und du bedenkst es nie.
Sey nicht so kühn, o Mensch, auf eingebildte Rechte,
Du bist nur eine Art von einerley Geschlechte,
Wie viel ist, das dir fehlt, und eine Raupe hat?
Zwar ein geringer Raum scheidt dich um einen Grad
Von niedern Thieren ab, dich bläht dein tiefers Wissen,
Du weißst die eitle Kunst zu zweifeln und zu schließen,
In einer weitern Sphär verbreitet sich dein Sinn,
Und fliegt, der Erd zu groß, zu fernen Welten hin.
Ihr fühlet zärtlicher, und seyd mit weichern Herzen,
Geöffneter der Lust, empfindlicher zu Schmerzen.
Doch; o! die kleine Zahl, die dieser Vorzug schmückt,
Die höhern Wesen gleicht, und nach der Zukunft blickt!
Ihr andern, diese sinds, die sich am meisten blähen,
Vergeblich strebet ihr nach untersagten Höhen,
Im Staub, den Würmern nah! Was euern Hochmuth nährt,
Ein Schatten der Vernunft, ist keines Neides werth.
Mehr Mittel die Begier erhitzt, nicht satt, zu machen,
Der Thränen bittrer Trost, das Recht um nichts zu lachen,
Mehr Kenntniß falscher Lust, mehr Brand in der Begier,
Mehr Stoff zum Ueberdruß, dieß gönnt ein Vogel dir.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Auch er fühlt deine Lust, doch ohne deine Plagen,
Die Sorgen, die dein Herz mit fräßgen Zähnen nagen,
Sind seinem Herzen fremd, und nie darbt er, wie du,
Um ein verbrämtes Nichts Zufriedenheit und Ruh.
O höre auf dich noch mit deiner Schmach zu brüsten!
Dein Vorzug schändet dich! Sey klug zu neuen Lüsten,
Sey ein Caligula, welch Vieh beneidet dich?
Betrinke dich in Blut, umkränzter Wüterich.
Zertritt den freyen Staat, und kauf um Millionen
Von Seelen deiner Art, in Blut gegründte Thronen;
Doch blick von deiner Höh einst jenen Würmern zu;
Wie eifrig baut ihr Fleiß an der gemeinen Ruh?
Kein Stolz theilt ihre Müh, ihr Ruhm ist andern nützen,
Der Gipfel der Begier, vor Mangel sich zu schützen;
Kein innerlicher Streit schwächt die gemeine Kraft,
Der ehrt sich, der dem Staat den größten Nutzen schafft.
So folgt ein schlechter Wurm den angenehmen Trieben
Der lockenden Natur, und freut sich sie zu üben;
Und du, dem die Vernunft der Tugend Reiz erhöht,
Bist trotzig, daß dein Herz der Menschheit Ruf verschmäht.

Doch, ists vielleicht die Kunst, die übers Vieh dich hebet?
Der Kreis der Wissenschaft, die dein Verstand erstrebet?
Die Weisheit, welche dir in vollem Licht sich weist? = =
O still! der Dinge Kern enthüllt kein irdscher Geist.
Nur wenige von euch, verschwistert mit den Engeln,
Befreyt ihr günstig Glück von den gemeinen Mängeln,

Und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Und heitert ihren Blick von euern Nebeln auf;
Der andern Füße trägt ein zweifelhafter Lauf
Der fernen Wahrheit zu, und oft sehn sie im Dunkeln,
Ein fabelhaft Gespenst an ihrer Stelle funkeln.
Und wie? verdient die Kunst, die euern Stolz beschönt,
Die allzuschwache Kunst, daß ihr die Thiere höhnt?
Ihr stützt den Himmel zwar mit marmornen Colossen,
Und häuft Gebirge auf, die durch die Wolken stoßen;
Doch, nimmt euch nicht ein Wurm, der mit geerbtem Fleiß
Aus sich sein Wohnhaus spinnt, den schlecht verdienten Preis?
Das weiße Paros muß den rohen Stoff euch geben,
Die Spinne kann ihr Zelt aus ihrem Leibe weben;
Sie führt es in die Luft, vom Sturme nicht erschreckt,
Der Memphis Säulen selbst mit Schutt und Sand bedeckt.
Die Bienen, welche dort, wo Hyblens Thäler blühen,
Der Erd Ambrosia aus jungen Bluhmen ziehen,
Wer übertrifft sie wohl? Bewundern müßt ihr sie,
Und schmecket undankbar die Frucht von ihrer Müh.
Kaum ruft die Nachtigall der frühen Morgenröthe,
So grüßt die muntre Schaar die aufgewachten Beete,
Und macht aus ihrem Blut die vollen Zellen reich;
Sie saugt den süßen Schweiß, den, jungen Perlen gleich,
Ein zitternd Weiß bewegt, auf den cytherschen Blüthen,
Bis Nacht und Kühle ihr den Stall zu sehn gebiethen.
Der königliche Wurm, der unsern Purpur spinnt,
Mit dessen zähem Schleim der Hochmuth sich umwindt,
Wie trotzt er nicht der Kunst ihr Wirken ihm zu gleichen,
Verschönern kann sie ihn, nie wird sie ihn erreichen.

Sprich nicht, ein blinder Trieb, ein willenloser Zwang
Bestimmt der Bienen Fleiß, der Nachtigall Gesang,
Des Seidenwurms Gespinnst; dieß heißt in leeren Tönen
Die Wahrheit, die dich rührt, mit deinem Stolz versöhnen.
Wo ist ein denkend Thier von Schluß und Willkühr frey?
Auch Thieren wohnt ein Grad von unserm Vorzug bey,
Das Gute rührt auch sie und reizet ihren Willen,
Des Herzens Forderung durch den Genuß zu stillen;
Sie hassen, wie der Mensch, was ihre Wollust stört,
Und streben allem zu, was ihre Sehnsucht nährt.
Auch in des Löwen Brust schlägt was von jenen Trieben
Der Großmuth und des Zugs den, der uns nützt, zu lieben;
Cytherens süße Brunst, die mit den Herzen spielt,
Wird von den Thieren auch oft menschlicher gefühlt.
Sie reizt nicht Gold noch Stand, der Schaum der ächten Güter,
Euch aber reizt er doch, ihr himmlische Gemüther!

Doch nicht zu weit, mein Sinn! der Menschheit edles Recht
Läßt sie doch hinter uns, und wird nie ganz geschwächt.
Jetzt sind sie nicht was wir; und wird nach fernen Tagen
Sie einst ihr künftig Glück auf unsre Staffel tragen,
So wird ein gleicher Weg, den alle Geister gehn,
In beßre Nachbarschaft uns über sie erhöhn.
Sieht man nicht die Natur mit mütterlichen Händen,
Was sie vortrefflichs schmückt, zu unsrer Lust verschwenden?
Uns kleidt ein schönrer Leib, und was die Erde trägt,
Wird willig von ihr selbst zu unserm Fuß gelegt.

Uns zollt der Berge Schacht; in kaum durchdringbarn Gründen,
Muß sich zu unserm Schmuck die weiche Perle ründen;
Und vom versengten Sud bis zum beeisten Pol,
Ist Luft und Land und Meer von unserm Reichthum voll.
Die Kunst zwingt die Natur, und schafft dem öden Sande
Des Frühlings Anmuth an, und läßt im trocknen Lande
Beschäumte Schiffe gehn, mit Korn und Frucht beschwert,
Die man, trotz der Natur, im Meere blühn gelehrt.

Klag nicht, o Plinius, der Menschen Mutter an,
Daß sie uns nicht, wie Vieh, mit Fellen angethan,
Nicht wie den Fisch beschuppt, mit Federn nicht beschenket,
Noch, stummen Austern gleich, in harte Schalen schränket;
Uns, rufst du rednerisch, uns wirft sie nackend aus;
Das Vieh bewehrte sie; die Muscheln deckt ihr Haus,
Den Vogel weicher Pflaum; wer muß sich nicht beklagen,
Ists billig, für das Vieh mehr Sorg und Huld zu tragen?
Wie blendet dich dein Witz? Für ein geringes Glück
Gäbst du die Schönheit ihr und tausend Lust zurück.
Versuchs die Billigung der Schönen zu erlangen!
Wo blieb das sanfte Fleisch der weiß- und rothen Wangen,
Wo blieb des Busens Schnee, womit Selind entzückt,
Wenn statt der zarten Haut ein Schwanenfell sie drückt?
Wie viele Lust blieb nicht den Menschen ungenossen,
Wär statt der Nervenhaut, der Leib in Horn verschlossen?
Könnt auch der laue West so lieblich um uns wehn,
Wär unser ganzer Leib mit starrem Pelz versehn?

Und warum willt du uns denn unsern Schmuck entziehen?
Wie klein ist der Verlust von dem, was dein Bemühen
Undankbarn geben will? Die heiße Zärtlichkeit,
Die in der Mutter Brust für ihre Kinder schreyt,
Ersetzt durch Müh und Kunst, was aus bedachten Gründen
Uns die Natur versagt. Wofür sind weiche Binden?
Wofür trägt dort ein Baum ein sanftes Pflaumenhaar?
Bringt nicht Natur und Kunst uns ihre Hülfe dar?
Wie wenig Billigkeit stützt deine Dichterklagen?
Wie gut wars nicht, uns das, was du begehrst, versagen?
Der Mensch bleibt wie zuvor der Liebling der Natur,
Ihm schenkt sie ihren Schatz, ihm ziert sie Wald und Flur.
Die andern Thiere sieht, in zifferlosen Classen,
Er, unter sich gereiht, ein kleinres Glück umfassen.

Dieß ist der Arten Zahl, aus der der Ball besteht,
Der langsam sich verzehrt, indem er uns erhöht.
Ihn heißt ein innrer Zwang in schneckengleichen Kreisen,
Um Titans feurgen Sitz, mit gleichem Wälzen, reisen.
Durch sein bestimmtes Drehn wird uns der Tag geschenkt,
Wenn er der Sonn uns zeigt, die Nacht, wenn er sich schwänkt.
Denn blitzt Aurorens Aug, da unser Strich erblasset,
Die Gegenfüßler an, die unsern Tag gehasset.
Der Unterschied des Stands, der uns zur Sonne hält,
Die Arten, wie ihr Stral auf unsre Fläche fällt,
Verändern ganz und gar die Form der äußern Erden,
Und lassen dreymal sie sich selber ungleich werden.

Dort am erfrornen Sud, wo sich sein ewig Eis
Nach seinem Sterne sehnt, von andrer Glut nicht heiß,
Herrscht Frost und öder Tod mit allgemeinem Grauen,
In stiller Dämmerung, durch die unwirthbarn Auen.
Hier lacht der Frühling nie, kein blühend Kraut lockt hier
Den frischen Zephyr an, und ein verirrend Thier
Der Liebe süßer Brand, den jeder Welttheil fühlet,
Erstirbt hier um den Pol, und wird in Eis gekühlet.
Kaum daß ein Zembla noch ein seltner Schein erhellt,
Und hier und da den Fels ein weißer Fuchs durchbellt,
Froh, wenn er unterm Schnee ein faulend Moos erblicket.
Das menschengleiche Volk, das dieser Himmel drücket,
Fühlt auch des Erdstrichs Neid, der seinen Körper krümmt,
Und selbst dem matten Geist sein dumpficht Feuer nimmt.

Dort, wo, der Sonne nah, die Mittagsgegend raucht,
Und der beglänzte Sand nur Glut und Flammen haucht,
Verzehrt der stete Stral das siedende Geblüte,
Und wie die Ader kocht, so brauset das Gemüthe.
Die Liebe wird hier Wuth, die Rachsucht zügelfrey,
Der Witz geblähter Schwulst, die Andacht Schwärmerey:
Den aufgebirgten Sand, den nie ein Grün beschattet,
Durchzischt ein Schlangenheer, das sich mit Hydren gattet.
Der Löwen dürrer Schlund ächzt hier nach heißem Blut,
Und aus des Tygers Blick blitzt seines Himmels Glut:
Der Mensch gleicht seinem Vieh; die sanfte Menschenliebe
Rührt kraftlos seine Brust, nur blutbegierge Triebe,

Nur ungelöschte Brunst und tolle Eifersucht
Durchdonnern seinen Geist, und sind der Gegend Frucht.

Die ihr der Länder Recht in heil'ge Tafeln ätzet,
Und was die Pflicht gebeuth, was sie versaget, setzet,
Lykurge jedes Volks, zwingt nicht nach einer Schnur,
Nach einerley Gesetz, die streitende Natur.
Vergebt dem Himmel was, und mildert euer Fodern!
Die Glut erstirbt nie ganz, in der die Afern lodern!
Hemmt weislich ihre Wuth; doch zeigt auch Mittel an,
Wie man der Triebe Brand am klügsten kühlen kann.
Erlaubt dem Norden nicht, was ihr dem Sud geschenket,
Und wisset, daß das Recht oft nach der Luft sich lenket.

Ein selig Mittel schränkt die andern Zonen ein;
Die Billigkeit der Luft, der Sonne warmer Schein,
Besaamt das lockre Land, gemalt mit tausend Farben,
An Bachus Gaben reich, und gelb von schwangern Garben.
Zwar ändert die Natur, in vorgeschriebner Zeit,
Die liebliche Gestalt, und wechselt stets ihr Kleid.
Im Sommer giebt sie uns der Mohren Glut zu fühlen,
Und bald läßt sie den Nord aus starren Wolken spielen.
Doch jede Jahrszeit ist zu unsrer Freude reich;
Wir würden bald zu satt, wär unsre Lust stets gleich.
Allein des Winters Frost, der uns in warmen Zimmern
Den Herbst genießen läßt, und hüllt der Wiesen Schimmern
In ein ermunternd Weiß, schärft die verwöhnte Brust,
Und spornet die Begier nach der entfernten Lust.

Wie

Wie froh grüßt man aufs neu die jungen Frühlingswinde,
Wie lieblich rauscht für uns, durch die halbnackte Gründe,
Der aufgelöste Schnee? Wie froh schlägt unser Ohr
Der Klang der heitern Luft, der Lerchen frühes Chor?
Denn färbt die Erde sich, denn kommt sein Haar dem Baum,
Der Flüsse schnellen Strom trübt noch ein grauer Schaum,
Der bald dem Silber weicht, das, mit Smaragd umstecket,
Durch frische Thäler rollt, und nahe Bluhmen lecket.
Der trockne Sommer folgt und Ceres kommt mit ihm.
Der Lammer froh Geblök mischt sich der Zweige Stimm;
Entzückt hört dort der Hirt, an den beblühmten Bächen,
Der Abendwinde Schaar, sanft lispelnd, sich besprechen.
Ein lang gewünschtes Gold, Aurorens Fingern gleich,
Blitzt aus der Zweige Laub und wird vom Titan weich.
Bis der entlaubte Herbst, (gleich fast verblühten Schönen,
Um die ein kindisch Heer von anmuthsvollen Söhnen,
Der eignen Jugend Bild, mit süßem Spiel sich drängt;)
Der müden Hoffnung Frucht von Feld und Baum uns schenkt;
Pomona sammelt jetzt die Frucht von ihrem Warten,
Ein neuer Frühling färbt den blättervollen Garten;
Der Weingott taumelt nach; und trieft von schwarzem Wein,
Sein trunknes Evoe durchhallt den kahlen Hayn.
Ein flockichtes Gewölk starrt in den schweren Lüften;
Das Vieh scheidt mit Verdruß von den bereiften Triften;
Die Flüsse stehen still, ein farbenloses Weiß
Hüllt die entschlafne Welt in Schnee und schlummernd Eis:
So ruht nach der Geburt, wo ihre Kräfte rannen,
Ein anmuthsvolles Weib, gebleicht, auf sanften Schwanen.

O selig! welchen hier sein Schicksal leben heißt,
Wo eine beßre Luft, gemildert, ihn umfleußt.
Des Himmels Mäßigkeit wirkt hier auch in die Geister
Hier herrscht mehr die Vernunft, und ist des Herzens Meister;
Das Herz fühlt zärtlicher, der Witz ist schön und rein,
Geordnet der Verstand, und die Empfindung fein.
Dort wo die heitre Luft die Sonn entwölkt läßt scheinen,
Herrscht Witz und Dichtungskraft in lorberreichen Haynen.
Durchs ganze Thierreich fließt die Kraft vom nähern Stral,
Die Bluhmen glänzen mehr, nie weicht der West dem Thal.
Die Wälder duften hier von ewig = grünem Laube,
Und Daphnens Haar wird nie dem rauhen Nord zum Raube.
Sidonscher Aepfel Gold stralt ungepflanzt im Wald,
Der stets vom hohen Lied der Nachtigallen schallt.
Der Hügel breite Schooß grünt von Falernschen Reben,
Die ganze Gegend wallt von innerlichem Leben.

Dort aber wo das Land zum weißen Pol sich senkt,
Spürt Mensch und Vieh und Baum, daß ihn der Himmel kränkt.
Der Witz erkältet hier, die Leidenschaft wird träge,
Das Blut schleicht matt dahin durch die gewohnten Wege;
Den Forst schreckt rauhes Wild; und, leer von edlerm Erzt,
Wird nur mit Stahl und Bley der Berge Schacht geschwärzt.

Dieß ist der Ordnung Frucht; in allen ihren Reichen,
Muß innre Harmonie das Mannichfache gleichen.

Verlaß, o Muse, jetzt den niedern Gegenstand,
Und suche deinem Blick, ein neu, ein himmlisch Land.

Schwing dich mit flüchtgem Fuß und unverwandten Augen
Den bessern Welten zu, die reinre Stralen saugen,
Wo Geister höhrer Art, aus unsrer Nacht gereist,
Ein himmlisch Element, mit lautrer Wonne speist.

Was für ein Weltenheer, das unter mir sich drehet?
Was für ein Tempel, der sich über mir erhöhet?
Welch eine Harmonie bezaubert Ohr und Blick?
Die ihr hier ewig wohnt, wie reizt mich euer Glück!
O! daß mich Erd und Zeit von eurer Lust entfernen!

Dort wo ein weißes Licht, gemischt aus tausend Sternen
Sich um den Himmel krümmt, wo nie der Tag erbleicht,
Dort wohnt die frohe Schaar, die unsrer Erd entweicht.
O! dreymal selige! die ihr hieher entronnen,
Euch nährt der Engel Kost, euch glänzen hellre Sonnen,
Die Nebel fliehn dahin; verklärt von reinem Licht,
Seht ihr, mit welcher Nacht der Tag der Menschen ficht.

Doch, eure Seligkeit läßt selbst sich noch vermehren.
Weit über euerm Haupt, schöpft, in den höchsten Sphären,
Der Seraph Götterlust, aus dem vollkommnen Quell,
Und wird, der Welt zu hoch, nur von der Gottheit hell.
Wie? staunst du, schwacher Geist? Von himmlischen Gedanken
Aufwallend, haßt dein Herz die ihm zu engen Schranken.
Vergiß dein Vaterland, blick nach der Sterne Bahn,
Sieh jener Welten Glanz, sieh ihre Bürger an.

O Man-

O Mannichfaltigkeit! o Schönheit! o Entzücken!
Welch ein Zusammenfluß von weisen Meisterstücken?
Wie stimmt mit ihrem Leib, wie stimmt mit ihrer Brust,
Die schöne Wohnung ein? Wie vielfach ist die Lust,
Die in den zärtlichen und wohlgebildten Seelen
Die Tugend süßer macht, und billiget ihr Wählen?
Ein allgemeiner Trieb, ein unauflöslich Band,
Reiht hier die Geister an. Kein Unterschied im Stand
Stört die gemeine Lust; ein Herz, ein Zug im Willen
Eilt in der Tugend sich, in gleichem Maas, zu stillen:
Bricht schon aus manchem Geist des Wesens Trefflichkeit
Mit höherm Schimmer aus; ihn trübt kein bleicher Neid.
Er fühlt den Vorzug kaum; bemüht, ihn nicht zu wissen,
Läßt er ihn, unbemerkt, auf seine Freunde fließen,
Und jeder ist sein Freund. Er ist, der Gottheit gleich,
(Wie glänzend ist dieß Lob?) nur für die andern reich.
Das Band, wodurch schon hier auf der umwölkten Erden,
Ein tugendhaftes Paar kann paradiesisch werden,
Die Liebe, o wie schön wird sie nicht hier gefühlt!
Hier ist sie keine Brunst, die im Genuß sich kühlt,
Des Geistes Kräfte schwächt, die Tugend unterdrücket,
Das Herz mit Wuth durchstürmt, und die Vernunft erstickt.
O nein! voll Zärtlichkeit, bindt sie ein gleiches Paar
Fest an die Tugend an; was jedem eigen war,
Ist jetzt des andern Gut, eins wird aus zweyen Herzen,
Von gleichen Trieben reg, verschlossen allen Schmerzen.
Mich rührt kein andrer Wunsch, als dich beglückt zu sehn,
Du schmeckest keine Lust, als durch mein Wohlergehn.

Beglückte! die ihr seyd, die Gottheit liebt euch beyde,
Und ruft euch unzertrennt zu gleichgefühlter Freude.
Doch was verspricht vom Geist ein solches Herz uns nicht?
Die Wahrheit liegt vor ihm in ihrem eignen Licht,
Er wiegt der Wesen Kraft, er faßt den Stoff in Zahlen,
Dringt in der Dinge Mark und hängt sich nicht an Schalen.
Nie hemmt des Körpers Last des Geistes freyen Lauf;
Von neuen Sinnen faßt er neue Bilder auf;
Manch fühlend Gliedmaß zeigt ihm neue Eigenschaften,
Die, unsichtbar für uns, an andern Körpern haften:
Vielleicht daß manche nur ein Sinn der Welt verbindt,
Und der nur durchs Gesicht, der nur durchs Ohr empfindt.
Wo tausend Düfte sich ambrosialisch mengen,
Und die gewölbte Brust mit sanftem Zufluß drängen,
Und wo der ganze Leib in Balsammeeren wallt,
Wer mißt wohl Ohr und Aug in diesem Aufenthalt?
Dort aber wo die Luft von holden Tönen zittert,
Und das gebrochne Thal mit stetem Lied erschüttert,
Wo tausend Kehlen stets zum wirbeln offen sind,
Wo Wald und Fels und Fluth der Töne Kraft empfindt,
Wo jeder Zephyr singt, von sanften Harmonien
Rauscht Wellen gleich die Luft; hör, wie sie jetzt sich fliehen,
Um bald zu größrer Lust gesellig sich zu reihn;
Wer wünscht in dieser Welt nicht lauter Ohr zu seyn?

O Wahrheit, gleichest du nicht gränzenlosen Tiefen,
Die kein geschaffner Geist nie ganz wird überschiffen?

Wie selig, wenn er nie an falschen Klippen klagt?
Wie unermeßlich viel ist unserm Blick versagt,
Was andern Geistern sich durch andre Pforten zeiget?
Wie viel bleibt uns noch trüb, so hoch die Sonn uns steiget?
Mit unverwandtem Blick die Schöpfung durchzugehn,
Und aller Wesen Seyn entkleidt vor sich zu sehn,
Der Welten Raum und Zahl, der Körper Form und Größen,
Der Geister Wirksamkeit vollkommen auszumessen,
Dieß Recht bleibt dir, o Herr! der Cherub strebt dir nach,
Und fühlt, anbethend, sich zu gleichem Flug zu schwach.

O wie erstaunt mein Geist, und hört fast auf zu denken,
Da seine Blicke sich in jene Tiefen senken,
Die kein Geschöpf ermißt, wo in gewohnten Höh'n
Sich Sterne ohne Zahl mit ihren Bürgern drehn.
O wie vergißt er sich bey ihrer Arten Menge,
Und unterliegt der Zahl und wird sich selbst zu enge!
Noch mehr! die Sterne selbst sind Thiere, sind beseelt;
Damit in keinem Reich ein Thier zum Bürger fehlt,
Rauscht die astralsche Luft von den belebten Ballen,
Die, andrer Thiere voll, ihr Element durchwallen.
So ists, daß das Gesetz der Ordnung uns gebeuth,
Und macht die schönste Welt durch weise Einfachheit.
Hier herrscht Vollkommenheit, ein Zweck ruft alle Wesen,
Und gleiche Mittel sind zu diesem Zweck erlesen.
Du, dem die Kunst vom Stern nur wenig Stralen zeigt,
Wie? merkest du denn nicht, daß dich dein Schluß betreugt?
Du

Du siehst ihn, fern von dir, den tiefen Raum durchstralen,
Die Größe seines Leibs erschöpfet deine Zahlen;
Er geht, schnell wie das Licht, in angebohrner Luft,
Wohin sein innrer Stand und seine Absicht ruft.
Ist dieses was du weißst, genug, dem was wir sagen,
Und was die Ordnung heischt, den Beyfall abzuschlagen?
Den Käfer, der im Thal durch Bluhmen sumsend kriecht,
Blendt von manch gelbem Gras das ihm zu starke Licht,
Er denkt dabey was wir, wenn wir, in jenen Auen,
Den blendendhellen Glanz der Himmelsbluhmen schauen.
Der aber, der im Blut beseelter Thiere schwimmt,
Und kaum den zehnten Theil vom kleinsten Stäubchen nimmt,
Wenn glaubt er, daß die Welt, die er als Herr durchstreichet,
Ein thierisch Wesen sey, dem er an Vorzug weichet?
Trau nicht dem falschen Stoff, wenn er die Sinne blendt
Und dir vom Wirklichen ein irrig Bildniß sendt;
Und schließe nicht zu schnell, von wenig Eigenschaften,
Daß keine andre sonst am Gegenstande haften.
Ein Kepler und Hugen merkt nur aus ihrer Bahn,
Das regelmäßigste von ihrem Umlauf an;
Unzähliche Aendrungen sind uns vielleicht verstecket,
Die aus der Nachbarschaft ein hellers Aug entdecket.
Sie wachsen wie ein Thier, die Erde lehrt uns dieß,
Das Alter zehrt sie aus, auch ist ihr Tod gewiß,
Durch ihn wird ihre Seel auf neuen Grad erhoben.
So, Schöpfer, können dich die Morgensterne loben!

O Muse,

O Muse, die du mir die Arten vorgezählt,
Die, zum Gefühl der Lust, Gott ungleich hat beseelt,
Entdecke, Klio, mir, was für Verschiedenheit,
Die Geister jeder Art in zwey Geschlechter scheidt.
Vom Menschen bis zum Kraut durch ungezählte Classen,
Heißt Venus jedes Thier ein ähnliches umfassen,
Das gleicher Gattung ist, und auch ihm gleich empfindt,
Und doch in Seel und Leib sich sehr verschieden findt.
Nicht nur der Zweck allein, der, ihre Art zu mehren,
Sie liebend paart, und heißt den zeugen, die gebähren,
Macht diesen Unterschied; nein tief in ihrem Geist
Liegt die Verschiedenheit, die auch im Leib sich weist:
Vielleicht daß jede Art der Wesen, die sich denken,
Und selbst Dämonen, sich in zwey Geschlechter schränken;
Ist die Natur nicht sich im Unterschied selbst gleich,
Und im manchfaltigsten an Harmonien reich.
Verliert der Zeugungszweck sich gleich in manchen Erden,
(Und kann wohl dieses selbst schlechthin bekräftigt werden?)
So bleibt doch in dem Geist ein innrer Unterschied,
Den man den schönern Leib auch anders bilden sieht.

Erzähle jetzt, mein Lied, was trennt die Menschenseelen,
In zwey Geschlechter ab, und läßt dem einen fehlen,
Was dieß mit Vorzug schmückt; und dieß Verschiedenseyn,
Wie fließt es aus dem Geist auch in die Leiber ein?

Wir, die der Leib verführt uns selber zu miskennen,
Und unsern Geist, uns selbst, wie fremd von uns zu trennen,
Sind

Sind von zwo Kräften reg, die so geartet sind,
Daß die da völlig blüht, wo jener Pracht verschwindt.
Die eine fühlt den Leib, und was durch alle Sinnen
In ihren innern Sitz für Bilder denkbar rinnen;
Mit unsichtbarer Kunst stellt sie, nach manchem Jahr,
Ein einst gesehnes Bild mit frischen Zügen dar;
Ein unerschöpfter Schatz von geistgen Schildereyen,
Die ihr Natur und Kunst aus tausend Quellen leihen,
Liegt schimmernd vor ihr da, und sie zertrennt und bindt,
Vermischt und ändert sie, wie sie es gut befindt.
Sie nimmt den Eindruck an, der ihre Sinne reget,
Sie liebt, sie hofft, und wird dem Leibe gleich beweget,
Doch nach der Geister Art. Der Zug, der unsre Brust
Zu holden Schönen dringt, und die Begier zur Lust
Entsteht aus ihrer Schooß; sie ists, die sich vergnüget,
Wenn das gesehnte Glück in unsern Armen lieget.
Viel anders wirkt in uns der forschende Verstand,
Mit dialektscher Kunst löst er der Dinge Band;
Er nimmt den Bildern ab, was sie den Sinnen kleidet,
Und sieht voll Tiefsinn nicht, was jedes unterscheidet.
Er streut in den Begriff ein sich verbreitend Licht,
Und kein umlarvter Wahn trügt straflos sein Gesicht.
Er lenkt des Willens Trieb von unstandhaften Gütern
Und läßt, für ihn umsonst, ein irdisch Blendwerk flittern.

Zwar schlingt ein ewig Band die beyden Kräfte um,
Steht jene, gleich sind auch der andern Räder stumm;
Ein glänzender Verstand wird scharf und witzig denken,

Und nie ein schöner Geist sich bloß auf Blendwerk schränken.
Doch eine herrschet stets, und schließt der andern Schein,
Durch ihren eignen bleich, in engre Gränzen ein:
Wie in entwölkter Nacht, wenn Lunens Silber funkelt,
Ihr volles Angesicht ein nah Gestirn verdunkelt.
Wer hört Virgilens Lied, das noch die Musen rührt,
Den nicht sein hoher Schwung bewegt, ergreift, entführt.
Itzt spornt er unsern Zorn, jetzt heißt er Thränen fließen,
Die Seelen folgen ihm, in seinen Strom gerissen,
Und nie ermüdt er sie; sein majestätscher Lauf
Hemmt bald der Fluthen Sturm, vom West besänftigt, auf.
Wie steht ihm nicht das Herz zu jedem Eindruck offen,
Itzt naht er es dem Tod, jetzt läßt ers wieder hoffen,
Er malet die Natur erstaunten Sinnen vor,
Durch ihn sieht selbst mein Aug, im Verse hört mein Ohr.
Wenn wirds wohl dem Euklid, dem Archimed, gelingen,
Dem göttlichen Virgil die Lorbern abzusingen?
Mit Linien umkreuzt, bey runzlichtem Gesicht,
Empfindt sein strenger Sinn den Trieb der Musen nicht.
Wenn wird Anakreon, der Freund der Charitinnen,
Der Meßkunst höchsten Preis vom Bernoulli gewinnen?
Aus seinem sanften Lied blickt Venus lächelnd vor,
Doch zu der Sterne Lauf schwingt er sich nicht empor,
Uranie wird hier Euterpens Liebling fehlen.

Und dieser Unterschied der Kräfte aller Seelen
Ist es, was jede Art in zwey Geschlechter scheidt.
Bey dem blüht der Verstand, bey dem die Sinnlichkeit.

Das

Das anmuthsvolle Volk, gemacht zu unsrer Liebe
Trägt ein empfindlich Herz, voll sehnsuchtsvoller Triebe
Und sanfter Zärtlichkeit; die jugendliche Brust
Schwellt bald ein stiller Reiz nach zugedachter Lust.
Sie fühlen zärtlicher, weil alle ihre Sinnen,
Empfindlicher gebaut, von feinern Geistern rinnen.
Die muntre Phantasie nimmt, weichem Wachse gleich,
Die Bilder lebhaft an; ihr holdes Herz ist reich
An sanftern Wallungen, und frey von den Gewittern
Von Wuth und altem Zorn, die unsre Brust erschüttern:
So wie bey heitrer Luft sich die zufriedne See
Vom stillen Zephyr bläht, es wallt die blaue Höh
In immergleichem Trieb, und locket die Najaden
Um Amphitriten sich, mit stillem Spiel, zu baden.
Des Geistes Zärtlichkeit gebildt uns zu erfreun
Drückt auch dem schönen Leib sein holdes Wesen ein.
Wie reizend ist er nicht? Wen muß er nicht entzücken?
Wie ladt der Mund zum Kuß? Wie stralt aus ihren Blicken
Die sanfte Liebe aus? und legt uns Ketten an,
Die selbst, und unbeschämt, der Weise tragen kann.
O Thoren! die ihr uns die Liebe fliehen lehret,
Wißt, daß ihr der Natur, nicht ohne Strafe wehret,
Sie schafft die Lieb in uns, sie läßt die Schönen blühn,
Und rächt den frechen Stolz an allen die sie fliehn.
Doch nicht nur Paphia gesellt sich unsern Schönen,
Der lorberreiche Pind schallt selbst von ihren Tönen:

Hier irrt noch Sapphus Lied, so süß stimmt nicht der Schwan
An Strymons grünem Rand sein frohes Sterblied an;
Und hundert Schönen noch, die unsre Zeiten ehren,
Sieht man am Musenbrunn der Schwestern Zahl vermehren.
Wie reizend klingt ein Lied aus anmuthsvollen Lippen?
So sanft rauscht nicht ein Bach in weißen Marmorklippen,
Durch ein sich senkend Thal; so mild fließt nicht der Thau
Aus Silberwolken aus in die verlechzte Au.

Ihr Schönen! welch ein Reiz den die Natur euch schenkte!
O Trefflichkeit! die sie in eure Herzen senkte!
Wie, daß das Vorurtheil und der Gewohnheit Nacht,
Euch um den schönsten Theil von euerm Schmuck gebracht?
Der Seelen schönste Kraft, (die Hoffnung solcher Früchte!)
Erstickt im frühen Keim; die Sorge fürs Gesichte
Ist werth, daß man vergißt, daß wir unsterblich sind,
Und daß der Reiz der Haut in wenig Jahren schwindt.
Ein Stuzzer oder Mops, kaum gut genug zum Scherzen,
Sind die ein würdig Ziel der Wünsche schöner Herzen?
Dem leuchte nie der Tag, sein Ruhm sey stets entehrt,
Der euch, ihr Schönen, einst des Fächers Kunst gelehrt,
Der euch dem jungen Herrn, der, ohne Seele, lachet,
Dem stolzen Federnhut und Westen hold gemachet,
Und ein so trefflich Herz auf ein vergoldtes Band,
Auf krausgezwungnes Haar die Augen, hingewandt,
Die Augen, die so schön, die so palladisch blitzen,
Wenn sie ein Gellert lehrt sich in der Lust zu nützen.

Wie daurt mich nicht der Mund, Lucindens schöner Mund,
Der uns so reizend schien, eh er noch offen stund,
Wenn jeder seufzt, der ihn kaum hat bewundern müssen,
So bald er Mine macht, sich redend aufzuschließen.

Du aber, holdes Kind, dem sein geneigt Geschick
Gar keine Zier versagt, aus deren schönem Blick
Des Geistes Anmuth stralt, du Engel unsrer Erden,
O Doris! O wie werth bist du geliebt zu werden!
Wie gleicht dein edles Herz dem himmlischen Gesicht,
Das einen schönern Geist beym ersten Blick verspricht!
Dein Mund, den Suada neidt, ist nicht nur schön zum küssen,
Wie sanft, wie reizend schön, o wie harmonisch fließen
Die Worte von ihm ab, worinn sich erst dein Geist
Und dein seraphisch Herz in seiner Größe weist!
Die stillen Gratien sind stets zu deiner Seiten,
Die Tugend freut sich selbst, umarmt dich zu begleiten.
O welch ein himmlisch Glück stralt dem der dich verehrt!
Wie zärtlich liebt er dich! Wie sehr bist du es werth!

Dieß ist der Unterscheid, nach welchem jede Classen
Der Wesen sich in zwey Geschlechter theilen lassen.
Das, wo die obre Kraft die Seelen stärker macht,
Das keine Arbeit scheut, und der Gefahren lacht,
Mit Schmerz und Blut und Tod ein tönend Nichts erringet,
Mit tieferm Sinne denkt, und in die Wahrheit dringet,
Dieß hat Deukalion, wenn nicht die Sage trügt,
Mit schöpferischem Wurf aus hartem Stein gefügt.

Die andre hat ihr Glück aus weicherm Thon gebauet,
Und dem anmuthgern Leib ein zärter Herz vertrauet:
Sie lieben das Gefühl, und ihre weiche Brust
Ist auch empfindlicher, zu falsch= und wahrer Lust.
Zwar nahet die Natur oft Geist und Leib der Schönen
Der Männer rauhern Art und Mavors wilden Söhnen,
So wie ein Lydier oft sein Geschlechte schmäht
Und im schwazhaften Chor die Spindel weibisch dreht.
Wie streut Camilla dort, wohin ihr Muth sich dränget,
Furcht, Schrecken, Flucht und Tod? ein schwerer Köcher hänget
Den braunen Schultern an, ihr gelbes Haar fliegt wild
Und die versengte Brust beschützt ein goldner Schild.
Sie folgt Dianen nach, von Liebe unbesieget
Und wird allein an Wald und Jagd und Streit vergnüget.
Und doch verläßt sie nicht, die angebohrne Art,
Die, die ihr Heldenherz vor Amors Macht verwahrt,
Entgeht nicht der Begier, (ihr Tod muß sie bezahlen)
Der weibischen Begier in Chloreus Raub zu stralen.
Sein Köcher lockt sie an, sein tyrisches Gewand,
Und der beschupte Leib reizt Aug und Wunsch und Hand;
Und mitten in dem Sieg, den ihre Waffen geben,
Kürzt sie, und als ein Weib, ihr heldengleiches Leben.

Ende des vierten Buchs.

Die

Die Natur der Dinge.

Fünftes Buch.

Wie Phidias den Stein, der Paros Spitzen weißt,
Den ungeformten Stein, zur Venus werden heißt,
Der Stoff liegt vor ihm da und wartet auf das Leben,
Das, mit dädalscher Hand, der Künstler ihm wird geben;
Er aber baut aus ihm das schönste Meisterstück;
Und Cypria stralt recht aus ihres Bildes Blick:
So gab der höchste Geist, der Urgrund aller Welten,
Dem All die beste Form; es floh vor seinen Schelten
Das Chaos schüchtern hin, er streute seinen Schein
Und Ordnung und Verstand dem Stoff der Dinge ein.
Welch eine Schönheit glänzt in allen seinen Reichen?
Wie weislich weist er sie zu einem Zweck zu gleichen?
Wie findt ein tiefer Blick selbst in der Dämmerung,
Die unsre Augen schwärzt, Stoff zur Bewunderung?

Wie stralt die Creatur vom mitgetheilten Lichte?
Wie schmückt sie nicht das Bild vom göttlichen Gesichte?
Wie malt, was, ohne ihn, dem Nichts sein Hoffen gab,
So prächtig seinen Gott in hellen Spiegeln ab?

Du, die du selber mich dem Pindus zugeführet,
Wo noch der heilge Hayn Lukrezens Lieder spüret;
O Muse, zeige mir die Form der ewgen Welt,
Und was sie für ein Trieb in ihren Schranken hält.
Was zwingt die Körper stets in fließende Gestalten,
Die wandelnd, wie die Zeit, nie ihren Ort behalten?
Was düngt die Erde stets mit ihrer Kinder Staub?
Wodurch wird unser Leib verhaßter Würmer Raub?
Ja welch ein Wunder heißt selbst irdische Planeten,
Auf unbekannter Bahn, in dunkler Glut erröthen?
Du Göttinn lehre mich, und leite meinen Sinn,
Der deinem Antrieb folgt, zum Quell der Wahrheit hin.

Dieß gränzenlose All von Welten und von Zeiten,
Der volle Inbegriff beleibter Geistigkeiten
Malt sich in jeder Art, im idealschen Reich
Mit andern Farben ab, und ist sich selbst nie gleich.
So viele Wesen sich mit andern Sinnen schmücken
Und Leiber andrer Art die volle Erde drücken,
So viele Grade sich, in ungemeßner Bahn,
Von tausend Himmeln voll, der Gottheit ewig nahn:
So vielfach ist die Art wie, bloß uns zu vergnügen
Und mit beglücktem Wahn, die Sinne uns betrügen;

So

So vielfach ist in uns die idealsche Welt,
Die, so wie er sie denkt, der Sinn für wirklich hält;
Da doch weit unter ihm, und über seinem Haupte,
Der das als Welt umschifft, was er ein Sandkorn glaubte,
Und diesen rothen Ball, den jener Erde nennt,
Im himmlischen Gefild' für eine Bluhm' erkennt.
Zwar liegt auch außer uns, und in den Gegenständen,
Die ihren Ausfluß uns durch offne Sinne senden,
Ein Theil des Grunds davon; doch die Beschaffenheit
Des Leibes, welcher uns der Dinge Bilder leiht,
Verändert ihren Druck; so wie vom lichten Wagen,
Den durch die hohe Luft ätherische Pferde tragen,
Die Sonne gleiches Licht durch ihren Himmel sprüht,
Und was ihr gleich sich naht, in gleichem Feuer glüht;
(Nimmt ihre Kraft gleich ab, wenn sie sich muß verbreiten,
So wirket sie doch gleich aus allen ihren Seiten.)
Allein der Gegenstand, nicht gleich geschickt zum Schein,
Saugt den geschenkten Glanz auf tausend Weisen ein,
Und läßt den harten Stral jetzt blau jetzt gülden funkeln,
Jetzt, ganz verschluckt, den Stoff entfärben und verdunkeln.

Dort flattert niedrer Staub um deinen Tritt im Gehn,
Nein! Welten sinds, die sich zu deinen Füßen drehn;
Der Cherub denkt wie du, wenn von Gott=nahen Himmeln,
Er die Gestirne sieht im tiefen Aether wimmeln.

Der Wurm, den in der Fluth ein Needham spielen sieht,
Der, zwar unendlich klein, doch Ströme von sich sprüht,

Ist in dem Tropfen Naß, der ihm ein Weltmeer dünket,
Was uns ein Wallfisch ist, der ganze Seeen trinket.
Selbst in der Glieder Bau zeigt sich die Aehnlichkeit,
Die Einfalt der Natur, der gleiche Unterscheid;
Das klein're Seegeschöpf, unsichtbare Tritonen,
Und alle schreckt sein Grimm, die sein Gebieth bewohnen,
Und so, wie Needhams Blick, durch zauberisches Glas,
Ein solch kaum sichtbar Meer mit einem Sandkorn maaß:
So hält ein Dämon, der durch Zwischenwelten steiget,
Wenn er sein leuchtend Haupt zu seinen Füßen neiget,
Und ihn ein ähnlich Glück die Erde finden läßt,
Der Menschen Sammelplatz für ein Ameisennest.
Und du, zu dessen Lust oft ganze Länder weinen,
Wie groß, (erröthe nur!) wirst du ihm wohl erscheinen!

So ist das Kleine nur nach seinem Maaßstab klein,
Und Titan selbst wird dir was seine Stäubchen seyn,
Wenn du sein weites Reich mit höhern Kreisen missest,
In deren Tiefen du ihn, Erd, und dich vergissest.
Und wie der Raum, so ist der Folgen Maaß, die Zeit,
Stets theilbar, und vor uns, bis zur Unendlichkeit.
Vergleiche deine Daur mit der Gestirne Leben,
Bestimmt, das hohe Blau Aeonen durchzuschweben,
Sie scheint ein Augenblick, der, ungebraucht, verschwindt.
Doch wenn Orion selbst sein wartend Grab einst findt,
Wird, gegen jene Sphär, die, Gott! dich in sich siehet,
Er eine Rose seyn, die im Mittag verblühet.

Das Eulchen, das, voll Lust, in der erwärmten Luft,
Satt von gesehntem Licht, dem süßen Tode ruft,
Sieht seinen Gott, die Sonn, nur einmal sich entfärben,
Und freut sich mit dem Tag, den es verehrt, zu sterben.
Ein Augenblick, der uns, von Wollust leer, entweicht,
Ist ihm zur Lust schon lang; sein kurzes Seyn verstreicht
In steter Wirksamkeit, und die verlängt Secunden,
Und giebt der Jahre Werth den wohlgebrauchten Stunden.

Auf gleiche Weise ist der Schule Qualität
Nicht was, das außer uns, in gleicher Form besteht.
Was diesem bitter dünkt, wird andern lieblich schmecken,
Und den belustigt was, womit man den kann schrecken.
Vielleicht daß einen Wurm, der in der Rose kriecht,
Ihr Glanz nicht roth bestralt; wie viel entdeckt er nicht,
Was wir verworren sehn? Wie wird ihr süßes Rauchen
Ihn viel empfindlicher, als unsern Sinn, umhauchen?
Das Feur, das uns zerstört, wird, gleich dem lauen West,
Der Sonne Bürgern wehn, und Körpern von Asbest;
Wie der, den Grönland schickt aus den polarschen Gründen,
Die holde Sonne haßt, und lechzt bey Abendwinden.

So wandelt unser Leib, das Werkzeug zum Gefühl,
Des Gegenstands Gestalt, und trügt uns, wie er will.
Die Bilder fließen gleich, zu ungleich offnen Sinnen,
Sie bleiben stets, wie sie aus ihren Quellen rinnen;
Allein der Leib nimmt sie nicht gleicherweise an.

Hier

Hier fällt der Stagyrit in den verworfnen Wahn,
Das, was die Sinne trifft, was unser Ohr erschüttert,
Die Zunge kützelnd reibt, und in die Augen zittert,
Sey mit dem Gegenstand vollkommen so vereint,
Als Eigenschaft der Form, wie es dem Sinn erscheint.
Daß uns ein Marmorbild, der Venus gleich, entzücket,
Wie Milch und Blut gemischt, und lächelnd auf uns blicket,
Daß, ihrem Reiz zu schwach, der Jüngling sie umfaßt,
Und kläglich vor ihr weint, und ihre Härte haßt;
Dieß macht nicht die Figur, der Theile schöne Bindung,
Der Glieder Symmetrie, der Muskeln holde Ründung,
Das schön gewölbte Aug, der Wangen glattes Roth,
Des Marmors eigne Pracht, dem noch die Kunst geboth,
Der Haare schatticht Braun, das, wie vom West belebet,
Sich um den Rosenhals, in sanften Locken hebet,
Dieß schafft der Künstler nicht; nein, dieß klingt zu gemein,
Was uns ein Weiser lehrt, muß neu und dunkel seyn.
Die innre Form thuts bloß, die in dem Marmor lieget,
Und die schon in ihm stack, da er noch ungefüget
Auf Delos Höh geglänzt. Wie klingt dieß nicht gelehrt?
Doch ists genug, wenn nur das Ohr den Namen hört,
Und der Verstand umsonst der Töne Deutung heischet?
Sag, was ist diese Form, womit dein Witz uns täuschet?
Kein Geist und auch kein Stoff, dieß lehret uns dein Mund,
Und giebts ein drittes noch, so mach es uns doch kund.
Von welcher Art ist sie? wie wirkt sie in die Sinnen?
Dieß zeige, wenn dein Traum soll unser Lob gewinnen.
Doch nie wirst du es thun, und unsre Pfeile fliehn,

Umsonst mag sich um dich der Mönche Schwarm bemühn,
In gothischem Latein, wovor Donat sich flüchtet,
Die Macht zu hintergehn, die deinen Tand zernichtet.
Doch seht die Pfeile an, womit er auf uns blitzt,
Und merkt, wie sich so leicht die Wahrheit vor ihm schützt.

Kömmt die Empfindung nur von ausgefloßnen Bildern,
Die ungleich von Figur sich in die Sinne schildern,
So ist auch schwarz und weiß, hart, weich, und warm und kalt,
Und was sich widerspricht, nur ungleich an Gestalt.
Doch kann wohl die Figur Figuren widersprechen?
Ein Zirkel, und ein Bild, das tausend Winkel brechen,
Ist eins vom andern wohl das Gegentheil? = = vielleicht?
Die Wirkung zeigt es an, die stets der Ursach gleicht.
Kann wohl mit Spitzen drohn, was sich in Kreise ründet?
Ists möglich, daß der Sinn sie beyde gleich empfindet?
Wen reizt im Anblick nicht das sphäroidsche Rund
An Paphiens Gesicht, und die Figur vom Mund?
Wird wohl des Distels Kopf, starr von gezackten Spießen,
So sanft wie jenes Bild in unsre Augen fließen?
Das Saure reizt den Gaum mit tausend Stacheln auf;
Allein ein süßes Oel rollt mit gelindem Lauf,
Von kleinen Kugeln voll, auf der erquickten Zungen,
Die ihren weichen Druck, von Nerven ganz durchschlungen,
Dem Hirne wallend bringt, das jeder Druck vergnügt,
Der, sanften Wellen gleich, die zarten Faden wiegt.

Doch da sich die Figur unendlich läßt verkehren,
So müßten ja, sprichst du, nach Demokritens Lehren,

Die Arten des Gefühls unendlich vielfach seyn?
Und ist dieß ungereimt? gestehen wirs doch ein!
Die Bilder, welche sich in andre Geistigkeiten
In anderer Gestalt, durch andre Sinne leiten,
Sind aller Zahl zu viel. Dir selber widerspricht
Ja täglich Aug und Ohr; Wie vielfach findst du nicht,
Wenn uns der Frühling grüßt, und Schnee und Wolken fließen,
Und Zephyr fruchtbar haucht, das junge Grün entsprießen,
Das unzählbare Grün, wo jedes Kraut und Blatt,
Sind sie gleich alle grün, doch etwas eignes hat.
Wer kann, und müßt ihm auch Euphranors Pinsel weichen,
Die Mischungen der Kunst, des Urbilds Reichthum gleichen?
Wie vielfach zittert nicht die Luft in unser Ohr?
Wie singt nicht die Natur der Kunst so ungleich vor?
Bereitet nicht für uns, in bluhmenvollen Triften,
Die Erd ein Rauchwerk zu von Millionen Düften,
Die, angenehm gemischt, der leicht beschwingte West,
An Frühlingsabenden, uns froh entgegen bläst?

So schwach kämpft Aristot mit unterstützten Gründen,
Und leugnet ohne Scheu, was alle doch empfinden.
Wir zeigen dem Verstand, wie sich der Sinn bewegt,
Warum das Auge sieht, was in dem Ohr uns schlägt,
Warum die Körper sich so mannichfaltig bilden,
Und in der Sonne sich bald schwärzen, bald vergülden,
Warum der rauh, der glatt, der hart, der weich sich zeigt,
Der nach der Erd sich sehnt, der in die Wolken steigt,

Dieß alles und noch mehr kann die Figur erklären,
Und aus der Theile Band des Körpers Art uns lehren.
Doch hängt der Grund der Form, die jeden Körper schließt,
Den Wesen an, wovon er eine Sammlung ist.
Er aber sagt uns nichts mit schwerbegriffnen Tönen,
Die ihn, nie mit dem Geist, kaum mit dem Ohr versöhnen,
Als dieß, daß er nichts weis; ein prächtiges Gewand,
Das Thoren nur verführt, deckt nichts als Unverstand.

Doch da die Sinne uns mit tausend Bildern trügen,
Die nur in uns, und nicht im Gegenstande, liegen,
Ist nicht die Wissenschaft, die man auf sie gegründt,
Ein leeres Hirngespinnst, das vor der Wahrheit schwindt?
Der uns so oft getäuscht, verdient wohl kein Vertrauen;
Vielleicht, daß alles, was wir hören, fühlen, schauen,
Ein Traum, ein Selbstbetrug, ein Spiel der Seele ist. = =
Hört! wie ein Sextus sich im Zweifeln gar vergißt.
Welch ungeschickter Schluß? weil, wenn wir dunkel sehen,
Uns, ihrem Wesen nach, die Sinne hintergehen,
So ist der Vorwurf nicht, der uns durch sie sich stellt?
Wenn du, eh noch der Tag die Felder aufgehellt,
Wenn nur ein falbes Licht entfernte Berge malet,
Und zitternd um das Haupt umwölkter Wipfel stralet,
Den Baum, der sich von fern mit hundert Armen zeigt,
Für den Briareus hältst, der aus den Wolken steigt,
Wirst du so thöricht seyn, und nichts zu sehn vermeynen,
Weil dir die Dinge nicht, so wie sie sind, erscheinen?

Der Sinn muß trügrisch seyn, der Stoff muß uns verführen,
So lange wir in uns der Schöpfung Schranken spüren,
Und dieß wird ewig seyn. Nie wird die Nacht vergehn,
Die unsern Mittag trübt; so deutlich wir auch sehn,
Bleibt doch die Dämmerung, die einen Theil umfließet,
Indem der andre Theil des Lichtes Gunst genießet.
Und eben dieser Grad, der uns in Classen scheidt,
Weil den mehr Klarheit füllt, der mehr Verfinstrung leidt,
Wo jede Art die Welt mit andern Augen fasset,
Und der oft liebt und sucht, was jener schmähend hasset,
Ists, was den Trug des Stoffs und unsrer Sinne mehrt.
Doch, ist uns nicht ein Geist, der uns die Wahrheit lehrt,
(Und der, dem jetzo noch sein Licht nicht aufgegangen,
Wird, wenn die Zeit ihm lacht, in gleichem Schimmer prangen)
Ein Geist, der Stoff und Bild von seinem Kleid entblößt,
Und was zufällig ist, vom Wesentlichen löst;
Dem kömmt der Ausspruch zu, der soll den Willen lenken,
Und oft, durch seine Macht, verblendte Triebe kränken.

Doch, da der Sinn die Welt in ungetreuem Licht
Uns zeiget, und so oft der Wahrheit Stralen bricht,
So komm, und öffne uns, so weit dein Arm kann dringen,
Umleuchtete Vernunft, das Herz von allen Dingen.
Zeig uns die wahre Form der geistervollen Welt,
Und führ den sichern Blick auf ein entwölktes Feld;
Laß ihm den innern Grund von den Gestalten sehen,
Womit uns, nur zum Theil, die Sinne hintergehen.

Die Welt fließt ohne End in neue Formen ein,
Kein Zeitpunct sieht sie gleich. Selbst Sonnen, deren Schein
Uns jetzt den Tag gewährt, und die die Nacht durchglänzen,
Fand eine ältre Zeit noch nicht in diesen Gränzen.
Ein alter Himmel wich, da noch umwölkt und schwach,
Ihr kaum gebohrnes Licht aus seiner Rinde brach:
Und, o! wie lang währts wohl, daß sie noch stralend blühen,
So werden sie, erblaßt, vor neuen Himmeln fliehen!

Die Erde, die uns zeugt, und nicht behalten wird,
Hat kaum sechstausend Jahr der Sonne Reich geziert;
Vielleicht daß sie vorher ein andrer Wirbel kannte,
Wo sie in eignem Licht für andre Erden brannte:
Itzt aber nährt sie uns, und giebt uns unser Kleid,
Das sie bald wieder nimmt und für die Würmer streut.
Die Bluhmen, denen sie doch kaum ihr schönes Leben,
Aus Zephyrs fruchtbarm Mund, zu unsrer Lust gegeben,
Frißt sie bald wieder auf, und wird von Kindern satt,
Die sie dem Frühling kaum vom Thau gebohren hat.
Das Wasser, welches kaum durch den beblühmten Rasen
Sich wand, dämpft in die Luft und wird zu leichten Blasen,
Beweget durch den West, schwebt der verdünnte Duft,
Wie seidenes Gespinnst, in der gewölbten Luft;
Bald aber fängt Aeol von Süden an zu stürmen,
Man sieht sich in der Luft gespannte Wogen thürmen,
Ein schweres Grau scheint uns den Himmel selbst zu nahn,
Der endlich gar zerfließt, und gießt die Erde an;

Ein himmlischer Firniß umfließt die frohen Matten,
Die Pflanzen säugt der Thau, den sie geschwitzet hatten,
Und bald wird dicht und fest, was vor leicht=theilbar floß.
Aus faulen Thieren wächst in Rheens fetter Schooß,
Die Kost der Lebenden, und wenn auch die verderben,
So nährt die Folgezeit sich bloß von ihrem Sterben.

Wo ist die Ursach doch, von diesem Unbestand,
Dem schönen Unbestand, der ewig das Gewand
Der Körperwelt verkehrt; der, wo kaum Meere flossen,
Ein rauchendes Gebirg läßt aus den Wellen stoßen,
Und schmückt es Bürgern aus; giebt Flüssen neuen Lauf,
Häuft in gesunkner Flur beschäumte Fluthen auf,
Und lässet aus dem Rest von halbverbrannten Erden,
Die lang die Welt geschreckt, verschönte Monde werden:
Wie Phönix aus dem Brand, der noch von Myrrhen fließt,
Erneuert steigt, und seine Gottheit grüßt.

Ja ja, im Mark des Stoffs kann man die Ursach lesen.
Ist nicht die ganze Welt, ein All von geist'gen Wesen,
Die uns ihr Leib verhüllt, und die ihr innrer Stand
In tausend Formen schränkt, weil sie der Ordnung Hand
An ähnliche gereiht? Ist in ätherschen Reichen
Ein Stern nicht selbst ein Thier, das einst der Tod wird bleichen?
Hier liegt der stille Grund, den, ganz im Stoff versteckt,
Der forschende Verstand, durch manchen Schluß entdeckt,
Die Geistigkeiten sinds, die ändernd sich erhöhen,
Die sinds, durch deren Lauf die Wendungen entstehen,

Die unser Sinn erstaunt; ihr Leib, der Seele Wagen,
Muß mit dem innern Stand sie stets gleichförmig tragen.

O Weisheit, führe mich in deine Tiefen ein,
Hier, wo die Muse weicht, sollst du mein Führer seyn.

Die Liebe, die uns schuf, in deren Schooß wir leben,
Gab jedem Geist die Kraft sich steigend zu erheben.
Nicht jedem gönnt sein Glück der Engel Trefflichkeit;
Wo, was nur möglich ist, die Wirklichkeit erfreut,
Wird auch kein Wurm vermißt. Doch aus verhaßten Tiefen,
In eine höhre Luft dädalisch aufzuschiffen,
Hiezu fühlt jeder Geist die Kraft in seiner Schooß,
Und stets ist die Begier für seinen Stand zu groß.
Dem Weisen selbst entfährt, im Arm der Seelenlust,
Noch manch geheimer Wunsch aus der vergnügten Brust.
Wie froh fühlt er sich stark sein Glück noch zu erweitern,
Und seine Dämmrung einst im Mittag zu erheitern.

Doch wie entschwinget sich der Seelen reger Fleiß,
Dem vor ihr sehnend Herz noch zu umschränkten Kreis?

In jeder Geistigkeit, geschickt sich zu empfinden,
Ist von zweyfacher Kraft wirksame Spur zu finden.
Die eine nimmt vom Leib fühlbare Bilder an,
Und stellt sie so sich vor, wie sie den Sinnen nahn;
Die andre fühlt dabey, sie liebt, was sie vergnüget,
Und hasset die Idee, die ihren Wunsch betrüget.
So schwach ist nie ein Geist, daß er nicht Bilder hegt,
Und beym Empfinden sich nach ihrem Druck bewegt.

Von Lieb und Abscheu liegt die Spur in allen Herzen,
Sie öffnen sich der Lust, und zürnen über Schmerzen.
Mit dieser Kraft sieht sich, was geistig ist, geschmückt,
Der Unterschied wird bloß in ihrer Form erblickt.
Wer mehr Ideen faßt, wer deutlicher empfindet,
Die Theile besser scheidt, sein Wissen tiefer gründet,
Wer schöner denkt und fühlt, von edlern Trieben glüht,
Und mit erhitzterm Flug aus seinen Schranken flieht:
Der überstralt das Heer der trägeren Substanzen,
Wie Iris hohe Pracht den Pöbel falber Pflanzen.
Auch liegt in jedem Geist, die ungleich starke Macht,
Ein sich verdunkelnd Bild, das wir einmal gedacht,
Wenn uns ein ähnlichs rührt, aufs neue zu genießen;
Dieß dient des Geistes Bahn erweiternd aufzuschließen.
Und wenn sich nach und nach der Bilder Menge mehrt,
Wird auch die Haupt-Idee lebhafter aufgeklärt.
Die wachsende Begier beflügelt jetzt die Kräfte,
Und macht sie wirksamer zum geistigen Geschäffte;
So dehnt die Seele sich, und blühet auf, und weicht
Zu einer höhern Art, die ihr an Schönheit gleicht.
So wie ein Rosenknopf, vom Morgenroth bethaut,
Den süßen Nektar trinkt, der, durch die äußre Haut,
Sich rollend drängt; der Knopf fängt an sich sanft zu dehnen,
Der Sonnen Wärme schwellt die safterfüllten Sehnen;
Seht, wie ein junges Gold aus wallendem Rubin
Auroren-ähnlich bricht, und lockt vom fernen Grün
Den buhlerischen West; enthüllt blüht unsre Augen
Die volle Rose an, und Mund und Nase saugen

Den

Den angenehmen Schwall, der ihrer engen Brust
Gehäuft entfährt, und füllt den ganzen Kreis mit Lust.

So wirket die Natur geschaffner Geistigkeiten;
Die Uebung stärket sie, die Frucht gebrauchter Zeiten,
Durch sie wächst unsre Kraft zu unsrer Größe an,
Und dringt zu ihrem Ziel, und eilt stets mehr im Nahn.
Der vor auf leichtem Rohr der stillen Arethusen
Nur Hirtenlieder sang, fühlt jetzt die höhern Musen,
Und singt Aeneens Sieg. Ein Wurm, der Erde gleich,
Wählt sich, von ihr beschwingt, ein neu, ein schöner Reich;
Durch sie wird einst mein Mund, entwöhnt so schwach zu singen,
Dir, Herr, ein würdig Lied, gesellt zu Engeln, bringen.

So wachet allgemach und nach der Ordnung Lauf
Das unterste Geschlecht vom alten Schlummer auf,
Und mehrt der Pflanzen Schaar; bewegt von Frühlingswinden
Beleben sie das Thal, und blühen in den Gründen.
Der Floren düftig Volk hebt sich durch gleiches Recht,
Wenn es verblühend stirbt, zum thierischen Geschlecht.
Denn rauscht die laue Luft von flatterhaften Flügeln,
Die alte Liebe treibt sie den gewohnten Hügeln
Und jungen Bluhmen zu, wo sie einst selbst geblüht.
So stickt, im Steigen selbst, das irdische Gemüth
Zu seinem niedern Stamm, wie umgetriebne Erden,
Im Flug, von eigner Last zurückgedränget werden.

Wer zählt die Stufen ab, durch den ein Geist muß gehn,
Bis wir in gleichem Leib, ihn uns verbrüdert sehn?

Denn uns ersetzt der Tod, was wir durch ihn verlieren,
Aus Classen niedrer Art und anverwandten Thieren.
O Menschen! zürnet nicht, daß ihr vom Viehe stammt.
Ihr seyd durch gleiche Huld; in euch und diesen flammt
Ein Trieb zur Ewigkeit, was hilfts euch größer machen,
Als ihr euch wirklich zeigt? Ihr reizt uns nur zum Lachen.
Wie groß ist denn von euch zum Vieh der Zwischenstand?
Wir denken, hör ich euch, und denken mit Verstand.
O still! wie mancher wird euch diesen Vorzug schenken?
Wie viele sind nicht stolz oft Tage nichts zu denken?
Und wenn ihr ja noch denkt, wie wenig denkt ihr klug?
Doch ist, ein Mensch zu seyn, das Lachen nicht genug?
Nicht ganz! La Metrie kann mehr als wir alle lachen,
Und war doch nie ein Mensch = = Das Reden wirds wohl machen?
Vielleicht = = Doch, Schönen, ja, ja ich gesteh euchs ein,
Sonst müßten unter euch sehr wenig Menschen seyn.
Wie schwer mag es wohl seyn, ein Kind, das nichts als lachen
Und ewig plaudern kann, zum Papagey zu machen?
Wie leicht wars dem Ovid, dem zaubrischen Ovid,
Durch den im Wald und Thal so manche Schöne blüht,
Ein ganzes Heer von euch in Elstern zu verkehren?
Nichts braucht er als den Leib mit Federn zu beschweren;
Der runden Arme Schnee wird jetzt mit Pflaum verwahrt,
Der Hals beflügelt sich, der Mund wird krumm und hart.
O Schade vor den Mund! wen muß das nicht verdrüßen?
Doch kann er doch noch schreyn, dieß war ihm mehr als küssen.
Der Geist bleibt wie er war, er freut sich ungemein,
Daß er noch schwatzen kann, und fängt gleich an zu schreyn.

Wie groß ist doch der Sprung von Grönlands dummen Söhnen,
(Vergebt die Nachbarschaft, ihr angenehmen Schönen!)
Und dem erstarrten Bär, der ein verfaultes Kraut
Aus Schneegebirgen kratzt; wenn der, in jenes Haut,
Nur darum glaubt zu seyn, um die genähten Nachen
Mit saur errungnem Thran und Fischbein schwer zu machen.
Der rohe Hottentot, der wilde Cannibal,
Wie nah sind sie dem Vieh? Ist nicht bey uns die Zahl
Der Arten fast so groß, als bey geringern Thieren?
Wie viele sind nicht, die selbst die Gestalt verlieren,
Und zeigen Geist und Leib verwandten Thieren gleich?
Gestehts, ihr Menschen, nur, die Demuth ehret euch;
Wie, wenige von euch, gefaßt in enge Zahlen,
Im Arm der Weisheit, schon den Engeln ähnlich stralen;
So steigen noch vielmehr zu dem Geschlecht herab,
Das ihnen und euch selbst, einst euern Ursprung gab.
Mit welchem Schein raubt ihr unzählchen Geistigkeiten
Das gleichgegründte Recht zur Hoffnung beßrer Zeiten?
Wo ist der Widerspruch, wo die Unmöglichkeit,
Die Willen und Verstand beseeltem Vieh verbeuth?
Das schon so klar empfindt, schon Theile übersiehet,
Der Phantasie befiehlt und dunkle Schlüsse ziehet;
Das schon die Knospen zeigt, die einst in voller Pracht
Ein spätres Alter findt; und fühlet schon die Macht
Der herrschenden Natur, und folget den Gesetzen,
Die, was die Welt bewohnt, sich scheuet zu verletzen.
Die Liebe, die der Welt ein ewig Leben gab,
Nimmt sie, sonst ohne Maaß, nur bey den Thieren ab?

Wird sie, ja kann sie wohl, was sie einst schuf zum Leben,
Geschickt den Tod zu fliehn, dem Unding übergeben?
Die Hoffnung später Frucht soll schon im Keim vergehn?
Der Trieb zur Ewigkeit soll ungesättigt flehn?
Verehrer seiner Huld, der Geister künftge Brüder,
Heischt Ewigkeit und Lust vom öden Tode wieder?
O Thor! so fesselst du der Gottheit Zärtlichkeit,
Und hebst die Ordnung auf, die der Natur gebeuth?
O Meyer, den mit Lust das kluge Deutschland liest,
Von dessen weisem Mund platonscher Honig fließt,
Wie deutlich hast du uns die Möglichkeit gelehret,
Daß sich auch in dem Vieh der Seele Werth vermehret.
Dir löset die Natur des Knotens schwierig Band,
Aus welchem Leibnitz sich kaum durch Maschinen wand.

O du, in deren Brand selbst beßre Welten glühen,
Durch die, was lebt, sich zeugt, durch die die Auen blühen,
O Venus! lehre mich, wie ein erwachsend Thier
Aus seinem Saamen steigt, und kleidet sich von dir?
Die nasse Fluth, die Luft und die äthersche Wellen
Sind aller Saamen voll, und unsers Ursprungs Quellen.
Hier flattern, wie ihr Stand und die Natur sie treibt,
Die Geistigkeiten um, die nur der Stoff beleibt,
Der nie von ihnen weicht; die niedrigsten Substanzen,
Zu Florens Zucht bestimmt, die Seelen todter Pflanzen,
Die jetzt das Thierreich nimmt, und vom erblaßten Vieh
Stehn hier erwartend da; die Ordnung stellet sie.

Die Bluhmen, welche jetzt in lauen Thälern blühen,
Die fangen an der Luft die Saamen zu entziehen,
Die ihnen ähnlich sind, (denn sie, die Aehnlichkeit,
Fügt alles und verbannt den Zufall und den Streit;)
So häuft der Saame sich, den lauter Wesen dehnen,
Die sich, halbschlummernd noch, nach neuen Leibern sehnen;
Und wenn ein sanfter Wind, der unsichtbar beschwingt
Von Westen her sich wälzt, ihn in die Werkstatt bringt,
Wo für den neuen Geist ein Wohnhaus fertig lieget,
Wird er, o Cypria, von dir ihm zugefüget.
Denn in der Mutter Schooß ists wo der Leib sich baut
Gleichstimmig jenem Geist, der sich ihm anvertraut,
Bis seines Glückes Ruf, der Tod ihn wird entwenden.
Ihn bildet die Natur mit unsichtbaren Händen
Aus Wesen niedrer Art im mütterlichen Ey,
Und legt ihm denn den Geist aus fremdem Saamen bey.
So wird des Zephyrs Zucht, das Volk der bunten Floren,
Und so wird jedes Thier, und selbst der Mensch gebohren.
O Weisheit, welche hier sich schöpferisch bemüht,
Wo niemand ihren Arm in stiller Arbeit sieht!
Daß von dem Seelenheer, das alle Saamen füllet,
Gerad die tauglichste in ihre Mutter quillet,
Und jenen Leib bezieht, der mit ihr stimmen wird,
Daß aller Zufall weicht, daß keine sich verirrt,
Dieß alles wirkest du, und würdest du ermatten,
So fiel die schönste Welt ins Chaos trüber Schatten.
Unachtsam spüren wir die Folgen deiner Kraft,
Die, Menschen ungesehn, am Heil der Wesen schaft.

Allein, wie wirket sie? Ein Heer plotinscher Weisen
Ruft gar die Engel ab von überirdschen Kreisen;
Ihm wirkt dort, unbemerkt, in himmlischem Gewand,
Des Sylphen weise Kunst. Sieh', die ätherische Hand
Aus ungebildtem Staub gestirnte Bluhmen drehen;
Sieh, wie die Röhren sich von neuen Säften blähen;
Wie künstlich baut er nicht die reizendste Gestalt,
Und giebt ihr was vom Licht, das farbicht um ihn stralt;
Er mischet Himmelsthau in die belebte Säfte,
Und weht in ihre Schooß ambrosialsche Kräfte
Mit Zephyr-Lippen ein; Wie säuselt das Gefild
Von ihrer Flügel Schwung? Ein andrer sitzt und bildt
Den thierschen Saamen aus; mit schöpfrischem Gefieder
Haucht er id'alschen Reiz auf halbgeformte Glieder.

So zieht die Phantasie den schlummernden Verstand
Aus aller Schwierigkeit, und löst das Gordsche Band
Mit Alexanders Kunst. Laß himmlische Dämonen,
Sich würdiger bemüht, in ihren Sphären wohnen,
Die Erde sieht sie nicht; So wenig Islands Strauch
Von güldnen Aepfeln stralt, und streut arabschen Hauch;
So wenig Philomel aus den bekannten Büschen
In lybschem Sand verirrt, wo Drachen feurig zischen.

Noch witziger irrt Grew, der, durch platonsche Hand,
Mit Wesen neuer Art der Möglichkeiten Land
Vermehrt. Im Zwischenraum von Stoff und Geistigkeiten,
Gab ihnen Gott die Macht die Saamen zu bereiten;

Sie fühlen nichts von sich, und wirken, ohne Geist,
Die Schönheit, die uns jetzt aus tausend Quellen fleußt.
Zwar klaget Baylens Witz die schöpfrischen Naturen
Nicht ohne Unrecht an, und findt stratonsche Spuren
In einem Lehrgebäu, das ohne Gott nicht steht
Und, ungereimt an sich, nur Gottes Macht erhöht.

Doch, ists erlaubt in Gott die Kräfte los zu binden,
Und auf der Weisheit Schmach der Allmacht Ruhm zu gründen?
Wozu dient ohne Noth ein unempfindlich Heer,
Entbehrlich in der Welt, an eignen Zwecken leer?
Und wird die Weisheit wohl verschwendrisch Mittel häufen,
Wenn sie mit Sparsamkeit kann gleichen Zweck ergreifen?
Der Geister innre Form und ihres Leibes Bau,
Des wesentlichen Leibs, der ewig und genau
Mit seiner Seele stimmt, und sich ihr gleich beweget,
Löst uns den Knoten auf, den Cudworth schlecht zerleget.
Hiedurch wird von sich selbst jedwede Geistigkeit
Dem innern Stand gemäß, an ähnliche gereiht:
Der Leib, der sie umfaßt, ist so von Gott gebildt,
Daß er den ganzen Zweck von seinem Seyn erfüllt,
Und, nach dem eignen Geist, und nach der Welt gerichtet,
Den zuerkannten Theil zur Zier des Alls entrichtet.

So, Brüder, werden wir, und nach gemeßnen Jahren,
Läßt uns des Todes Gunst ein höher Glück erfahren;
Ihr, die die Tugend liebt, legt eure Schalen ab,
Der Engel nicht mehr werth, nehm sie ein finstres Grab!

Dort wo ein Meer von Lust, das Geister nur befeuchtet,
Euch fließt, und lautres Licht euch sanft entgegen leuchtet,
Erwartet euch ein Leib, der eurer Größe werth,
Den Geist mit seiner Kost, mit reiner Wahrheit nährt.
Denn öffnet die Natur sich gern den schärfern Blicken,
Und zeigt euch Bau und Fug von ihren Meisterstücken.

O Tod! du süßer Tod! dich scheuet nur ein Thor!
Du hebest das Geschöpf zu seinem Ziel empor,
Du trägst der Gottheit uns und unserm Glück entgegen;
Wie froh will ich mich einst in deine Arme legen!

Den Raum von uns zu Gott, den ewgen Zwischenraum,
Füllt ein unendlich Heer und füllet ihn doch kaum.
Sie steigen fröhlich auf, die glänzenden Dämonen
In Reihen ohne Zahl zu den entfernten Thronen,
Wo sich des Seraphs Herz zu seinem Ursprung gießt,
Und, ewig nah und fern, ihm immer näher fließt.
Im nähern wächst die Kraft und eilt in höhre Sphären;
Doch wird die Endlichkeit uns stets den Gipfel wehren.

Und dieses ist der Grund, der die Gestalt der Welt,
Seit ewger Zeiten Lauf, verschönert dargestellt;
Wenn sich der Geister Schaar aus ihren Schranken hebet,
So läßt sie auch den Ort, wo sie vorher geschwebet.
So mischt, was Marmor war, sich mit der lüftgen Fluth,
Sinkt thauend in ein Kraut, und mehrt der Thiere Blut,
Bis sich sein inners Licht aus seinen Wolken dränget,
Und selbst zur Seele wird, und einen Leib empfänget,

Der größre Bilder faßt. Und dieses ist der Fluß,
Auf dem was lebt und fühlt, zum Ziele schiffen muß.

Und eben dieß Gesetz, wornach sich Thiere mehren,
Der Tod, der alles wendt, und bauet im Zerstören,
Dieß ewige Gesetz, der Wesen steter Lauf,
Löst die Verwirrung uns von größern Scenen auf.
Dem rauchenden Planet, verlöschenden Titanen
Muß, wie dem Thier, der Tod den Weg zum Steigen bahnen.

Schau dort, wie jener Stern erstaunten Welten dräut
Und seine blutge Glut ins Ungemeßne streut?
Wie unbegreiflich schnell durchfährt er jene Höhen?
So schnell fliegt kein Gedank, ist gleich der Erde Drehen
Träg gegen seinen Lauf; wie rauscht, wohin er schießt,
Die heiße Himmelsluft, die sprudelnd um ihn fließt?
Sieh ihn der Sonn jetzt nahn, er braust in rothe Fluthen
Titanscher Flammen auf, wogegen Aetnens Gluthen
Kühl wie der Westwind sind: Jetzt flieht er voller Grimm
Ins Ungemeßne hin, Verwüstung droht aus ihm.

Ihm folgt kein Engelblick, in unbestimmbarn Kreisen
Blitzt er die Schöpfung durch, und zeichnet seine Reisen
Mit Rauch und Brand und schreckt die Himmel die ihn sehn.

Itzt naht er jenem Ball; schau ihn sich wälzend drehn,
Wie ein zu schwacher Kahn, vom Strudel fortgezogen,
Sich wälzt und weicht der Macht der unaufhaltbarn Wogen.

Er dampft von neuer Gluth, aufwallend spritzt die See
Siedheiße Wellen aus in die gestirnte Höh;
Der Ball springt krachend auf und fällt durchfeurt in Stücken.
O banges Trauerspiel den nachbarlichen Blicken!

Dort sinkt sein blasser Schweif, ein ausgespanntes Meer,
Das halbe Wirbel füllt, von Glut und Dünsten schwer,
Auf eine Erde hin, zerborstne Wolken fallen
Aus der zu leichten Luft mit Blitz und holem Knallen.
So schwamm einst unser Ball in allgemeiner Fluth,
Die Erde floß, das Meer verdrang der Ufer Schutt,
Der Marmor selbst ward weich, und strömte von den Höhen,
Und donnernd wälzten sich die aufgebirgten Seeen.

Sieh dort ein zärtlich Paar sich noch zuletzt umarmen,
Die Liebe weint um sie, die Fluth kennt kein Erbarmen,
Und reißt sie, halb entseelt, in wilden Strudeln fort,
Und trennt sie noch im Tod. Ein Jüngling fliehet dort
Ätherschen Felsen zu, gewöhnlichen Gewittern
Zu hoch, vom Zugang frey, und hofft mit bangem Zittern
Von offnen Klippen Schutz; doch hier ist alles Meer.
O Anblick der entseelt! Dort stürzt ein wüthend Heer
Von Löwen, fortgewälzt, auf halb erstarrte Schönen,
Von Venus selbst gebildt, werth einer See von Thränen.
Wie wimmert menschlichs Ach! mit thierischem Geschrey
Erschrecklich untermischt, und ruft dem Tod herbey!

O sieh die Mutter dort die zarte Brust zerfleischen
Und sterbend von der Fluth den zarten Säugling heischen,

Den

Den ihr der Strom entriß, da er ganz unbewußt
Der drohenden Gefahr die mütterliche Brust
Mit weichem Arm umschlang; sie sah mit süßem Fühlen
Die Hoffnung später Lust an ihrem Busen spielen,
Und kostete das Glück, das sie sich einst versprach,
Mit froher Ungeduld zum Voraus. Aber ach!
Da sie so zärtlich denkt, und sich vergißt im Küssen,
Stürzt eine Well auf sie, das Kind wird fortgerissen,
Und speyt mit Fluth und Milch sein blutig Leben aus,
Sie reißt, vom Schmerz entseelt, mit tödtlichem Gebraus
Ein gleicher Strom dahin, die angenehmen Lippen
Erblassen und, gespießt, stirbt sie an schrofen Klippen.

Und dieses Uebel wirkt ein sterbender Planet,
Der, ob er uns gleich irrt, doch nach Gesetzen geht,
Die ihm sein Schöpfer gab; und Welten dort zertrümmert,
Da eine andre hier, durch ihn verschönert, schimmert,
Wenn er, zur Furcht zu klein, magnetisch an sie fährt,
Und ein erfrornes Theil zur neuen Sonne kehrt.
Denn rauscht der alte Nord, gleich Cythereens Westen,
Ohnmächtig, mit Verdruß, in neu bekleidten Aesten,
Des neuen Himmels Gunst erweicht den starren Grund,
Das Eis wird plötzlich grün, und faule Wiesen bunt.

Dieß Schicksal gab dem Stern, der unsre Schalen erbet,
Die Schönheit, welche schon verblühend sich entfärbet;
Vielleicht daß er vorher in einem andern Land
Des Unermeßlichen, Aeonen durchgebrannt.

Sein Ende naht zuletzt, er weicht aus seinen Gleisen,
Und schweifet manches Jahr in regellosen Kreisen,
Bis der getrennte Geist zu andern Himmeln fährt.
Der ungeheure Leib, vom grausen Tod zerstört,
Zerspringt und streut ein Meer von Asch und schwarzen Flammen
Den nahen Wirbeln ein, und fällt durchglüht zusammen.
Doch da die reine Fluth, die die Gestirne weidt,
Sich nicht mit Erde schlämmt und keine Mischung leidt,
So häufen sich, im Fall, zerberstende Atlanten,
Zum neuen Erdkreis auf; die Felsen, die kaum rannten,
Wie fließend Wachs, gestehn; der wüthende Vulkan
Macht, ringweis umgebirgt, sich eine neue Bahn,
Und blitzet hier und da durch die zersprengten Klüfte,
Mit eisernem Gebrüll in die gewohnte Lüfte,
Und schreckt den trüben Stoff, der schütternd sich vermengt,
Und bald sich nach und nach in neue Formen schränkt.
Das gleiche sammlet sich; das Band von allen Dingen,
Die weise Aehnlichkeit, läßt sie nicht länger ringen.
Zum Schooß des Klumpens sinkt die gröbste Masse hin,
Unbildsam, lichtlos, träg, des Todes Reich; um ihn
Braust wildes Feuer auf; auf ewigen Altären
Brennt hier der Vesta Feur, und gießt durch tausend Röhren,
Der weiten Oberwelt belebte Wärme ein.
Die Erde raucht von Dampf, verschloßne Grüfte streun
Erhitzte Nebel aus, die wolkicht aufwärts wallen,
Und, untermischt mit Blitz, in hohen Lüften knallen.
Der eingedämmte Dampf, strömt in der Erde Schooß,
Gehäuft, in Seeen aus, und reißt sich von ihr los.

Indem nun die Natur sich nicht den Streit zu schlichten,
Und den belebten Stoff, umbildend, einzurichten,
Führt uns ihr starker Stoß in diesen Wirbel ein,
Wo Titans quellend Meer ein unbegränzter Schein
Aetherscher Luft umgiebt, die jene Erden drehet,
Zu denen er sein Licht mit Lust und Leben wehet.
Hier reißt der Strom uns fort; doch drang der Stralen Macht
Den Dunstkreis noch nicht durch, und die Chaotsche Nacht;
Bis nach und nach erweicht, vor der zu starken Sonnen,
Die Nebel, Strömen gleich, von Wolkenbergen ronnen:
So stürzt der wilde Nil von luftgen Felsen ab.
Sie nahm das tiefste Thal versammlend in sein Grab;
Die Berge fingen an, sich aus der Fluth zu heben,
Geläutert fließt die Luft; die Erde fühlt ihr Leben,
Und trocknet Bilsam auf, der grimme Nord vertauscht
Sein Reich für Zemblens Eis; der neue Frühling rauscht
Auf sanften Flügeln her; besaamte Wolken thauen
Ein perlend fruchtbar Naß auf die durchweichten Auen.
Ein einsam funkelnd Grün, gelockt vom Sonnenschein,
Durchbricht das schwarze Land, und ladt die Weste ein,
Die, da sie sich verliebt mit Morgenwolken küssen,
Ein zahllos Bluhmenheer auf frohe Fluren gießen.
Nach manchem Jahre geht ein neuentstandnes Thier
Aus niedrern Classen aus, lebhafter an Begier
Und reifer zum Genuß, und sieht sich bald von gleichen,
Und schönern noch umringt. In allen ihren Reichen,
In Vestens dunkler Schooß, in Luft und Ocean,
Wächst langsam die Natur zur fernen Blüthe an,

Und schmückt sich durch die Zeit in ihren Geistigkeiten.
Die Menschheit krönt ihr Werk; obgleich die güldnen Zeiten,
Die noch Saturn beherrscht, sie kaum vom Vieh getrennt,
So führet die Natur stets ein vollkommnes End
Aus schwachem Anfang aus; so sproßt aus kleinen Zweigen
Die Ceder, königlich die Wolken durchzusteigen.
Doch währt der Blüthe Zeit, so lang gehofft, nicht lang,
Schont naht die Erde sich zu ihrem Untergang,
Wie, die des Gärtners Fleiß fast dreyßig Jahr bemühet,
Die stolze Aloe, kaum dreyßig Tage blühet:
So folgt ein welker Tod der kurzen Jugend nach,
Und die aus ihrem Schutt vor sechzig Altern brach,
Wird bald, zum Tode reif, dasselbe Mittel tödten,
Das sie verziert gebildt aus flammenden Cometen.
Der beste Theil von ihr floh schon den Himmeln zu,
Wo Wahrheit, lautre Lust und tiefe Seelenruh
Aetherisch auf sie strömt; dem Rest, den trägern Seelen,
Wird Gott zu ihrem Glück sich neue Wege wählen.
Die Seele, die, umbraust von immer reger Gluth,
In ihres Leibes Kern, uns fremd empfindend, ruht,
Eilt, neuer Bilder voll, aus ihr nicht würdgen Schalen,
In weiterm Sterngefild mit besserm Licht zu stralen.

Ende des fünften Buchs.

Die Natur der Dinge.

Sechstes Buch.

O Muse, die durch mich Gott und die Welt besang,
Hoch überm niedern Schwarm, der an des Berges Hang,
Wo sich der Lorberhayn in tiefe Hecken endet,
Die musikalsche Luft mit rauhen Halmen schändet:
Misch deine Sayten jetzt in meine Töne ein,
Und laß des Leides End des Vorwurfs würdig seyn!

Dieß All ist Gottes Werk, nach seines Wesens Flüssen,
Nachbildend ausgeschmückt, gemacht ihn zu genießen.
Dieß ist der hohe Zweck, nach welchem alles strebt;
Und, was nur fühlen kann, fühlt Gott und sich, und lebt
Die Ewigkeiten durch, auf gipfellosen Leitern,
Sein immersteigend Glück, gottnahend, zu erweitern.

Du HERR! dir selbst stets gleich, du blickst uns segnend an,
Da wir, wie Ströme, dir aus unsern Ufern nahn.
Mit göttlich süßer Lust siehst du bey deinen Kindern,
Die dir verhaßte Pein, der Wesen Schuld, sich mindern.
Du, weise Liebe, führst, mit nie ermüdter Hand,
Dein niedriges Geschöpf, das noch ein irdisch Land
Fern unter die umfaßt, gebrechliche Naturen,
Durch tausend Wege ein, zu ihres Glückes Spuren.
O lehre mich den Pfad, durch den, von dir gelenkt,
Dein Volk zur Wonne eilt, die deinen Liebling tränkt.

Gott ist der Quell der Lust. Denn aus Vollkommenheiten
Strömt alle Wollust aus in alle Geistigkeiten,
Und beyder Quell ist Gott. Des Seraphs zarte Brust
Schöpft ganz allein aus ihm die ungemeine Lust,
Nach der, was sonst vergnügt, von fern nachahmend, zielet.
Ein Augenblick, den er in Gottes Anschaun fühlet,
Ist süßer als die Lust, so himmlisch sie auch ist,
Die in zwey zärtlichen vereinten Herzen fließt,
Wenn sie, getreu umarmt, nach viel genoßnen Jahren,
Ein sanfter Tod, zugleich, zu ihrem Glück läßt fahren.
Er sieht der Wahrheit Licht in ihrem ersten Quell
Entzückend schön und rein und unbewölkbar hell,
Da jene Ströme, die zu niedrern Welten fließen,
Ihr Glanz je mehr verläßt, je weiter sie sich gießen.

Sein hohes Herze wallt in unstörbarer Ruh
Anbethend, sehnsuchtsvoll, dem nahen Schöpfer zu:
Wie ein ätherscher Strom in schimmernden Gestaden
Sanft wellend fließt, bewohnt von himmlischen Naiaden,
Der Engel Freundinnen. Wie schwimmt sein froher Blick
In hoher edler Lust bey seiner Brüder Glück?

Dieß ist die höchste Lust, die Gottes Schaun gewähret,
Geringrer Freude Ziel, die unsern Durst vermehret,
Und nie ersättiget. Denn nur ein kleines Heer
Gottgleicher Seraphim, lebt in der ersten Sphär
Mit Gott, und fühlte nie die Schranken die uns zwingen.
Die andre, welche noch mit Nacht und Schwäche ringen,
Sind noch nicht reif zum Glück, das jenen Helden lacht,
Die ihre Herrlichkeit zu Gottes Freunden macht.
Zwar ist ihr ewger Trieb nach unvermischter Wonne
Der Hoffnung sichres Pfand, daß, wenn noch manche Sonne
Wird abgelaufen seyn, sie einst die Folgezeit,
Entführt der niedern Welt, mit Engelspeise weidt.
Doch jetzt erträgt ihr Aug noch nicht das hohe Glänzen
Des göttlichen Gesichts; bezirkt von engen Gränzen,
Labt sie ein irdisch Gut und täuscht mit eitlem Schein
Die flüchtige Begier und läßt sich bald bereun.
Doch soll es unser Herz zu größern Seligkeiten,
Auf die kein Ekel folgt, nachahmend vorbereiten.

Drum mischte Gott der Lust, die aus der Körperwelt
Uns zuströmt, etwas ein, das aus ihm selber quellt,
Verschlämmt mit trübrer Fluth. Was unsern Sinn vergnüget,
Scheinbare Trefflichkeit, die uns nicht lang betrüget.
Noch mehr, ein wirklich Gut, das unser Herz erfüllt,
Ist dem Ursprünglichen von fern nur nachgebildt.
Sein reinster Nektar ists, der unsre Lust versüßet;
Was von Vollkommenheit hier unser Herz genießet,
Was uns mit Anmuth reizt, und holde Symmetrie
In weisen Zügen zeigt; der Töne Harmonie,
Der Körper Form und Zweck: so sehr uns dieß entzücket,
Ist es vom Urbild doch nur dunkel abgedrücket.
Hier ists, wo alle Zier, wo alle Trefflichkeit
In ewger Blüthe stralt, und keine Schranken leidt,
Kein Flecken trübt sein Licht, obgleich die reinsten Sphären
Sich noch mit Dunkelheit und mattem Glanz entehren,
Und jener Dämon selbst, das Wunder seiner Welt,
So sehr er sich entwölkt, sich niemals ganz erhellt.

Kurzsichtiges Geschlecht. Das unbesorgt vergißt,
Was dir für Hoffnung keimt, wozu du ewig bist.
Häng nicht ein Herz, gemacht den Engeln gleich, zu fühlen,
An Blasen ohne Daur, womit nur Kinder spielen.
Sprich du, der Wollust Sclav, im bulerischen Arm
Der schnöden Cyprien von wilden Trieben warm,

Von halbgefühlter Lust, und mehr von Sehnsucht, trunken;
Und du, der, mit Silen, in Weinlaub hingesunken!
Sprecht, was ist eure Lust? Wie lang vergnüget sie?
Lohnt ihr Genuß euch auch die dran verschwendte Müh?
Vergilt sie den Verdruß, den Ekel und die Schmerzen,
Die, angenehm verlarvt, um eure Scheitel scherzen?
Fühlt ihr bey eurer Lust, die Ruhe, die den Geist
Sanft, wie ein Zephyr, rührt und vor Begier verschleußt?
Hebt euer Herz sich auf zum Urquell eurer Freuden,
Voll Hoffnung sich in ihm vollkommner einst zu weiden?
O nein! so fühlt ihr nicht, von toller Brunst durchglüht
Vergeßt ihr, daß ein Geist zu höhrer Lust euch zieht.
Verachtenswerthe Lust! die mir den Vorzug neidet,
Der mich den Engeln gleicht und von dem Viehe scheidet.
Weg, heuchlerischer Schmerz! der sich in Lust verstellt,
Und wenn er uns getäuscht, so schmeckt man ihn vergällt.
Beweinenswürdige, die eitler Schaum erfüllet,
Da uns aus lauterm Strom die ächte Wollust quillet.

Auch uns, der Tugend Volk, strömt mit der Seelenruh
Durch sinnlichen Canal, ein irdisch Glücke zu.
Uns pranget die Natur mit tausend Lustbarkeiten,
Uns lächelt Luft und Flur, uns schmücken sich die Zeiten
Des wandelbaren Jahrs, uns düftet dort im Thal
Manch schönes Frühlingskind, uns singt die Nachtigall,

Und Doris reiner Kuß, unfühlbar thierschen Seelen,
Weis unserm ernsten Glück auch Anmuth zu vermählen.
Die Tugend ists allein, die uns den ächten Werth
Der Güter dieser Zeit, und ihre Nießung lehrt.
Die Lust, die sie für uns aus irdschen Gütern ziehet,
Stärkt unsre Sehnsucht nur, die nach der Zukunft siehet.
Sie labt nur unsern Geist, wenn er von Muth belebt
Mit angespannter Macht der Wahrheit nachgestrebt,
Und ihm, bey strenger Müh, die matten Kräfte weichen:
So wie ein hauchend Oel, das von arabschen Sträuchen
Balsamisch abgeträuft, den schwachen Pilgrimm stärkt,
Der bald am kürzern Weg, sein heilsam Wirken merkt.

Und du noch größrer Thor, vom Ehrgeiz umgetrieben!
O schmeichle dir nur nicht ein besser Gut zu lieben,
Als jener Knecht der Lust. Du siehst ihn hönend an,
Mich, pralst du, reizet nur die dornenvolle Bahn.
Nur Helden unversagt; die Macht der schönsten Blicke
Prallt kraftlos von mir ab; das feindlichste Geschicke,
Des Unglücks härtster Schlag und Arbeit, Schmerz und Tod
Sind mir, was dem die Lust; Wo Mavors donnernd droht,
Lacht mein gestählter Muth, und stirbt mit Lust im Streiten,
Wenn ganze Schaaren nur von Seelen ihn begleiten;
Ein Opfer, das mich noch im Todesschweiß erfrischt,
Wenn feindlichs Blut, um mich, aus tausend Wunden zischt?

Geprie-

Gepriesen seyst du Held, und wirds dein Erb bezahlen,
So soll in Bavens Lied dein blutger Name stralen.
Empfindunglos zur Lust, die zärtre Herzen reizt,
Hast du nach theurem Nichts und unserm Blut gegeizt.
Verächtlichs Lob für dich, (Sokraten mag es gleißen!)
Wie Gott, nur wohl zu thun, der Menschen Freund zu heißen!
Wenn dort um Philaret ein Heer von Wünschen fliegt,
Die manch erkenntlich Herz für ihn zum Himmel schickt,
Wenn Wittwen für ihn flehn, und Waysen für ihn girren,
Um dich soll rühmlicher ein Schwarm von Seufzern irren,
Der Mutter Jammerton, das sterbend Ach der Braut,
Die den Geliebten sich im Blute wälzen schaut,
Der Kinder Angstgeschrey, schallt lieblicher für Helden!
Und warum fließt dein Blut? Soll einst ein Dichter melden,
Die Welt und dein Geschlecht, dir kaum zum tödten werth,
Hab jenen Tag verflucht, der sie mit dir entehrt.

Auch uns spornt edler Muth, ein Trieb nach hohen Ehren,
Des Geistes Trefflichkeit durch Tugend zu verklären.
Wir ringen, ohne Blut, den edlen Lorbern nach,
Die ein Octavian in stillem Frieden brach.
Uns ist Sokrat ein Held! Der Brüder Heil zu mehren
Erwirbt uns größern Ruhm, als dir es zu zerstören.
Die Weisheit glänzt um uns, und breitet unsern Preis
In ferne Welten aus, wo man von dir nichts weis.

Und soll uns ja der Tod den Ruhm der Helden geben,
So ströme unser Blut für unsrer Brüder Leben!

Ach! Ist es nicht genug, daß Stolz und schnöde Lust
Uns selbst und andre quält und schändet unsre Brust;
Kann nicht der Höllen Brut, zu unwerth ew'ger Seelen,
Der Geiz, der Laster Quell, zu unsrer Ruhe, fehlen?
Verächtlicher! der dort aus holen Augen schielt,
Und im verfluchten Gold, dem Blut der Armen, wühlt!
So giebst du Seelenruh und Tugend und Vergnügen,
Um Klumpen, die entbraucht in schwarzem Eisen liegen!
Sprich, Stax, wem sammlest du? Vielleicht der Ewigkeit;
Vielleicht ein dauernd Gut, das noch im Tod erfreut,
Das mit dir übergeht, wenn du dieß Haus wirst sehen
Sich, fern von deinem Blick, zu deinen Füßen drehen?
Vielleicht ein heilsam Gut, wovon die Welt genießt,
Das auf dein Vaterland zum Dienst der Tugend fließt,
Wovon du Arme nährst, und im verlaßnen Waysen
Einst einen Bürger ziehst, den späte Söhne preisen?
O nein! so ungeschickt brauchst du den Reichthum nicht?
Es sey, daß dem Philet erseufztes Brod gebricht,
Es sey, daß dort im Staub ein dürftig Kind verschmachtet,
Du hast den schwachen Trieb, schon längst voll Muth verachtet,
Der uns zu Brüdern neigt, die, uns an Rechten gleich,
Ihr härtres Glück verläßt; du bist nicht andern reich.

Was? den errungnen Schatz, den Preis von so viel Schwüren,
Sollst du zu Fremder Brauch aus seinem Kerker führen?
Nein! ungenützt schließ ihn, verwachter Kasten, ein!
Ein wenig klügrer Sohn mag ihn dereinst zerstreun!

O Thor! ach wüßtest du, wie reich die Tugend machet,
Wie wenig hättest du um flüchtig Gold gewachet!
Das dich einst lassen wird, und das nur der besitzt,
Der es der Menschheit schenkt, durch den es andern nützt.
Die Tugend nur macht reich, sie folget uns in Welten,
Wo Ahnen Ruhm und Gold kaum bunte Schalen gelten.
Sie darf des Reichthums nicht, die ganze Welt ist ihr.
Der silbergleiche Bach, der Auen güldne Zier,
Und der, durch dessen Fleiß das Wohl der Welt sich mehret,
Darbt nie verdientes Brod, das ihn den Menschen nähret.

Wie thöricht ist es nicht, die ihr ein trügend Gut
Für wahre Lust erstrebt, ja oft für fremdes Blut,
Wie thöricht ist es nicht, nach eitlen Schatten irren,
Und das vollkommne Gut, das Urbild, gern verlieren.
Doch nein! ihr thuts nicht gern! das unerfahrne Herz
Folgt, wie sein Trieb es führt, und eilt zu süßem Schmerz:
Wie ein gelockter Fisch die Speise nur erblicket,
Und mitten im Genuß sich unbesorgt verstricket.
Ihr kennt kein wahres Gut, euch scheint kein treues Licht,
Und der zu kurze Blick mißt noch die Ferne nicht.

Voll feuriger Begier nach zugedachten Freuden,
Betrügt euch nur die Wahl, und lohnet euch mit Leiden:
So schloß Ixion dort, berauscht vom Götterwein,
Statt Juno einen Dunst in brünstge Arme ein.

Die Gottheit klaget euch, und schickt, euch zu beglücken,
Die Tugend zu euch ab. Sie kommt; mit holden Blicken
Lockt sie euch freundlich an; Licht und Ambrosia
Gehn wallend von ihr aus; So blüht nicht Paphia;
So reizend wissen nicht die sanften Charitinnen,
Zephyrisch-lächelnd, sich die Herzen zu gewinnen;
Aus ihrem schönen Aug' stralt Reiz mit Ernst vermählt,
Und ein erhabner Geist, der, was sie thut, beseelt.
O rufet euern Blick von Gütern, die euch schänden,
Und eilt, das Herz zu ihr und eurer Ruh zu wenden.
Ihr folgt Zufriedenheit, ein unversiegter Fluß
Von Freuden rauscht um sie, und unter ihrem Fuß,
Auch denn, wenn sie euch wird durch Dorn und Hecke führen,
Wird Dorn und Hecke sich in weichen Klee verlieren.

O! glaubt, ein Augenblick im zärtlichen Gefühl
Der Menschenlieb gelebt, ein Punct, in dem sich still,
In einsamem Gebeth, das Herz zur Gottheit hebet,
Und fern dem Wesen naht, durch das die Schöpfung lebet,
Ein himmlischer Gedank, der, wie dein englisch Lied,
O Klopstock, unsern Geist der feuchten Erd entzieht,

Ist tausendmal so süß, als ewige Aeonen
Voll aller Lust der irdschen Zonen!

O Tugend! Himmelskind, warum bist du so schön
Und bleibest doch bey uns den meisten ungesehn,
Und mehrern ungefühlt? Man wählt statt dich zu küssen,
Ein Gut, das allen Werth müßt, ohne Thoren, missen.
Mehr als die halbe Erd weis nicht einmal von dir,
Und tröstet ohne Ruh die fordernde Begier,
Mit Gold und schlechter Lust, und gleicht unreifen Thieren,
Unfähig Blick und Herz dem Staube zu entführen.
Ja mancher, Thränen werth, (ach kennt' er deine Kraft!)
Versagt sich der Vernunft, und, toll in Leidenschaft,
Haßt er, o Tugend, dich, dich, die er lieben müßte,
Wär nicht sein machtlos Herz ein Spiel erhitzter Lüste.
Wer ist, der dort in Rom den Cajus rasen siehet,
Der keine Lust empfindt, als die die Menschheit fliehet,
Der Messalinens Brunst und Nerons Mutter kennt,
Wer ist, der sie gesehn, und sie noch Menschen nennt?

So reißt den größten Theil der zügellosen Herzen
Die Sinnlichkeit mit Lust in ungesehne Schmerzen:
Und ach! daß gleicher Weg, der uns ins Elend stürzt,
Auch unsrer Brüder Glück und Ruh und Hoffnung kürzt.
Der Wütrich kann den Tod und die gewissen Strafen,
Sich selber ja durch nichts als unser Blut verschaffen?

Ein

Ein jammerwürdig Heer von Seelen, das, mit Blut
Vermenget, mit ihm fleußt, klagt jetzt durch seine Wuth.
Wo läßt sich jene Brunst, die viehsche Menschen fühlen,
Als im zu schwachen Arm besiegter Unschuld kühlen?

O Herr! der Wesen Gott! der du die Liebe bist,
Wie, daß, was du beseelst, zum Elend wirklich ist?
Und ein verirrt Geschlecht, bloß weil Vernunft ihm fehlet,
Sich selbst zum Henker wird, und andre mit sich quälet?
Ist deiner Creatur die Frage kein Vergehn,
Wie, Liebe, kannst du uns, zur Pein nur fühlbar sehn?
Doch still! halt ein mein Geist mit den betrognen Klagen,
Laß einen Manes sie, laß einen Bayl sie sagen.
Der schände seinen Witz, wenn er im Labyrinth
Tiefsinnger Schlüsse irr, den Ausgang nimmer findt.
Was forderst du von Gott? Noch mehr Vollkommenheiten,
Mehr Licht des Geistes wär das Ende unsrer Leiden,
Wir sollten Engel seyn? O Thor! dich trifft dein Hohn,
Von diesen glänzen ja unzählche Welten schon.
Doch warum schuf er uns? Viel besser ists zu sterben,
Als ein verhaßtes Seyn durch stete Quaal erwerben;
Unwürdiger Gedank, in Geistern zu entstehn,
Die einst die Ewigkeit der Gottheit gleich wird sehn!
Vergleich die kurze Pein, die jetzt die Menschheit drücket,
Vergleiche, wenn dein Aug so weit ins Ferne blicket,

Dieß Elend, das vergeht, so wie des Mittags Glut
Dem kühlen Abend weicht; mit dem vollkommnen Gut
Der steten Ewigkeit? Wird nicht das Drangsal schwinden,
Das wir, zur Zukunft blind, zu groß zum Tragen finden?
Ja wär ein Herz, das jetzt ein glänzend Weh erschnappt,
Und ohne sichres Licht in Todesthälern tappt,
Und dich, o Tugend! scheut, weil trügende Ideen
Dich ihm verhaßt gemalt, weils nie dich selbst gesehen,
Ja wär dieß irre Herz zur Beßrung ungeschickt,
Und ewig deinem Arm durch sein Geschick entrückt,
Das ihm unmöglich macht', einst deine Bahn zu finden,
Und seinem Schlamme sich, durch dich, einst zu entwinden;
Denn wär es klagenswerth, daß es die ewge Macht
Aus dem ihm selgen Nichts zur Quaal hervorgebracht.
Doch also schuf uns nicht die Huld, um die die Freuden
Schon auf uns wartend stehn, die sie uns wird bescheiden,
Wenn unser müdes Herz, der Erde abgewöhnt,
Sich einst mit reinerm Trieb nach seinem Ursprung sehnt.

Und ihr, die ihr für uns, mehr Mitleid werth als Rache
Ein ewig Quaalreich baut, und führt der Gottheit Sache
Mit ungeschickter Hand, wißt, daß der weiser denkt,
Deß ewge Liebe ihr in funfzig Jahre schränkt.
Ach! nur zu sehr gestraft sind die, die ihn verlassen,
Ihr Glück verläßt sie mit, und Noth wird sie umfassen.

Das Laster straft sich selbst. Ein süßer Blick, ein Kuß
Der Tugend, die ihr Herz, durch sich entbehren muß,
Straft sie unendlich mehr, als wenn, so lang die Sphären
Der uns sichtbaren Welt, umstralt sich wälzend, währen,
Ein ewig Feuer sie, stets unzerstörbar, nagt.
Der Durst, der Tantaln dort im neidschen Wasser nagt,
Das bläulicht um ihn perlt, und ladt den Mund zum Trinken;
Allein sein Mund kann nicht zu ihm hernieder sinken,
Ist nur ein matter Schmerz, wie ein verlöschtes Bild,
Von längst empfundner Pein, die bald das Glück gestillt,
Verglichen mit der Quaal der nagenden Gewissen,
Die fühlen, daß sie jetzt geliebte Thorheit büßen,
Und mit verklärtem Blick die Seligkeiten sehn,
Die, für ein süßes Weh, jetzt ihrer Brust entgehn.
So straft das Laster sich, ja Gott mehrt noch die Plagen,
Die ihre Thorheit zeugt, womit sie selbst sich schlagen:
Wie innres Mitleids voll, das vor sein Kind stets spricht,
So oft es sich vergeht, ein Vater im Gesicht
Verstellte Härte zeigt, und häuft heilsame Strafen,
Die seiner ernsten Huld noch späten Dank verschaffen.
Glaubt nicht, daß ohne Huld die Gottheit strafen kann,
Die Liebe bessert stets. Ein wüthender Tyrann
Straft bloß um weh zu thun, Gott züchtiget zu bessern,
Und wird dem, den er straft, die Huld auch einst vergrößern;
Er schaut die Wesen durch, und wieget die Natur,
Die Kraft, den Geist, das Herz, von jeder Creatur,

Und

Und wie die Handlungen aus ihren Wesen fließen,
Und sich als Wirkungen an ihre Ursach schließen,
Die sich an andre reiht, und oft die Zwecke stört,
Wornach, was ist und fühlt, der Schöpfer zielen lehrt.
Dieß weis er, und dereinst wird seine Weisheit siegen,
Und was sie schuf, wird froh in ihren Armen liegen.
Doch muß erst lange Quaal und Angst und spätes Leid
Die Sünder reinigen, bis einst vom Stoff befreyt,
Der sie zur Erde zieht, geläutert von Begierden
Unwerther Lust, und los von den beseufzten Bürden,
Die freye Seele sich zu ihrem Ursprung schwingt,
Und thränend Dank und Preis der ewgen Liebe bringt.

Dort, wo in kalter Fern Saturn sich wolkicht drehet
Und unzulänglichs Licht vom weißen Ring empfähet,
Der dumpficht ihn umfaßt; wie uns ein blasser Mond
Aus herbstlichem Gewölk vom grauen Horizont
Unkräftge Stralen sendt: dort quält die strafbarn Seelen,
Ungleich gemeßne Pein, in martervollen Hölen.
Einsame Stille streckt mit Angst und kaltem Graus
Verbreitend über sie die furchtbarn Flügel aus.
Hier seufzen in der Brust bekümmernde Gedanken,
Die, zitternd, ungewiß, den matten Geist durchwanken,
Beraubet jener Lust, ach ewiglich beraubt,
Die das berauschte Herz vom Ende frey geglaubt,
Um die es Seelenruh und Hoffnung beßrer Freuden
Bezaubert gab, und rang nach theur erlangten Leiden.

Sieh, wie Anakreon, Cytherens liebster Freund,
Von Lieb und Wein beraubt, erboßte Thränen weint.
Dort am einsamen Bach, der aus unfruchtbarn Schössen
Erstorbner Felsen bricht, und stürzt, mit matten Stössen,
Erschrecklich murmelnd ab, dort sitzt er und begehrt
Umsonst die alte Lust, die ihn jetzt nimmer hört.
Wo sind die Freundinnen, die mich so sanft umfingen,
Wo sind die Blicke hin, die sonst an meinen hingen?
Ach ewig sind sie hin! Gedächtniß stirb in mir!
Zur Quaal bist du mir treu; stirb selbst, ich fluche dir,
Zur Pein nur fühlend Herz; so ruft er, müd von Sehnen,
Und mehrt den nahen Bach mit ausgeströmten Thränen.
Ein ewger Nordwind rauscht aus holen Felsen her,
Und stürmt ihn donnernd an; kein Zephyr haucht ihm mehr
Der Phyllis Seufzer zu; von Lieb beseelte Lieder,
Bringt ihm kein Echo mehr von Bachus Hügeln wieder.

Dort wüthet ein Tyrann im traurigen Gefild,
Und zürnet, daß er nicht von blutgen Strömen quillt.
Wie raast er, daß ihm jetzt, zur Quaal, fühlbare Seelen,
(Dieß war einst seine Lust!) zum Tod, die Leiber, fehlen?
Bald aber öffnet sich der innern Pein sein Sinn,
Und donnernd schlägt von fern des Richters Blitz auf ihn.
Ein Geisterheer, das er einst wünschte zu vernichten,
Steht drohend vor ihm da in blutenden Gesichten;
Die wolkichtschwarze Luft seufzt schreckbar um ihn her,
Ein jeglicher Gedank wird seiner Brust so schwer,

Als Aetnens Feurgebirg, aus dessen tiefen Schlünden,
Typhöus ächzend brüllt, und sucht sich los zu winden.

Dort aber wo ein Strom vom Aether leuchtend fließt,
Und die saturnsche Welt an andre Himmel schließt,
Zerschmilzt ein zärtlich Herz in Reu-erfüllten Thränen:
So jammervoll entfloß dort einst der Magdalenen
Aus ihrem schönen Aug ein Strom der Traurigkeit,
Auf die beklemmte Brust, da sie mit Zärtlichkeit
Der Mittler angeblickt. Dich hab ich nicht geliebet,
Dich, dessen ewge Huld, belebend, mich umgiebet!
Dieß Herz, das dir gehört, gab ich unwürdger Lust!
Ja klopfe nur in mir, des Todes werthe Brust,
Erwünscht soll er mir seyn vor unverdientem Leben:
Kein Bild der alten Schuld wird denn mein Herz durchbeben.
Doch, Schöpfer, Vater, Gott, laß mich der Ewigkeit!
Ich fordre keine Lust, mein Himmel sey mein Leid!
Wie willig miß ich stets das hohe Glück der Deinen,
O laß mich nur vor dir die Ewigkeit durch weinen
In süßer Traurigkeit. Fällt nur dein seltner Blick
Erbarmend auf mich hin, dieß sey mein höchstes Glück.
So seufzt die Seel in sich, und sieht nach jenen Sphären,
Wo sie, nicht unbeweint, die Seraphinen hören.
Die Gottheit blickt sie an; das ganz durchstralte Herz
Erbebt von neuer Lust und windt sich aus dem Schmerz;
Es kommt ein himmlisch Paar, auf rosenfarbnen Schwingen,
Sie selger Freunde Schaar verherrlicht darzubringen.

So wird die Zukunft noch des Schöpfers Güte preisen!
Erstaunend wird alsdenn, den zweifelreichen Weisen,
Die jetzt ihr Witz verwirrt auf unwegsamer Bahn,
Des Schicksals ewig Buch, entsiegelt, aufgethan.
Anbethend werden sie, Gott, vor dir niederfallen,
Und in dem ganzen All wird Dank und Lob erschallen.
Die Erden, die sich jetzt zum fernen Tode drehn,
Die werden glänzender aus ihrer Asche gehn,
Wie nach durchstürmter Nacht, wenn Nord u. Regen schweiget,
Die Welt Auroren sich in neuer Schöne zeiget.
Von oft beklagter Noth, die jetzt die Welt noch drückt,
Wird dann im Meer der Lust, die Spur nicht mehr erblickt.
Die ganze Schöpfung wird, dich, Gott der Liebe, fühlen,
Und, der erfahrnen Huld, auf ewgen Harfen spielen.

Ende des sechsten Buchs.

Druckfehler.

S. 32 Lin. 14 l. Cittieers
S. 89 Lin. 4 l. Needham

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

X VII.84
VIII.88

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, / Meier, Georg Friedrich, / Fritzsch, Johann Christian Gottfried,

Die Natur der Dinge in sechs Büchern

Halle im Magdeburgischen 1752

P.o.germ. 1614 p
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123358-3
VD18 11043385